

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitung

Nr. 1 | Mai 2005

de en
translated
articles inside

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitung



Wahlwahlen

Jenseits von Kiew

Bewegte Zeiten in der
Ukraine

Halle ist nicht

Leben zwischen
Buna und Berlin

Heft 100
Sommer 2025

Auf Zeitreise



Impressum

hastuzeit, die hallische Studierenden-schaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel zweimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredaktion (verantwortlich):

Elisa Marie Elkner, Till Menzel

Redaktion: Konrad Dieterich, Michelle Ehrhardt, Rika Garbe, Julian Herold, Stefan Kranz, Jonne Pietryas, Tom Roeloffzen, Henriette Schwabe, Johannes Wingert

Freie Mitarbeit: Sarah Becker, Leonie Brommer, Sophie Buchholz, Amelia Maria Nula Cabrera, Lorenz Eberhardt, Ann-Kathrin Falkenthal, Anne Fischer, Ronja Hähnlein, Alina Henke, Carlotta Kuhn, Josephine Langer, Juliane Lippold, Dominik Locke, Sophia Müller, Nikolai Schörken, Angelina Vanessa Philipp-Spelsberg, Valentin von Plettenberg-Lenhausen, Karl Römer, Philip Schumacher, Marten Ole Spelsberg, Robert Wiezorreck

Satz und Gestaltung: Konrad Dieterich

Titelbild und Rubrikeröffnungsbilder:
Tom Roeloffzen

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierenden-rat der Martin-Luther-Universität,
Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: redaktion@hastuzeit.de

Website: <https://hastuzeit.de>

Redaktionsschluss: 29.4.2025

Druck: Druckerei H. Berthold, Am
Sagisdorfer Park 26, 06116 Halle

Der Umwelt zuliebe gedruckt
auf Recyclingpapier.

Auflage: 2800 Stück

hastuzeit versteht sich als Mitmach-medium. Über Leser:innenbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinn-wahrende Kürzungen vor. Anonyme Ein-sendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung.

Interessierte sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden dienstags um 18.30 Uhr statt (Hörsaal E, Melanch-thonianum). Änderungen möglich.

Entsprechend gekennzeichnete Fotos stehen unter einer Creative-Commons-Lizenz. Erläuterungen und Vertrags-texte zu den Lizenzen unter <https://creativecommons.org/licenses/>

Liebe Leser:innen,

mit dem Sommer werden nicht nur die Tage wieder länger und wärmer, sondern hebt sich auch die Laune der Menschen. Neben langen Abenden auf der Peißnitz beim Grillen mit Freund:innen können bevorstehende Feiertage oder Geburtstage jetzt auch endlich wieder draußen gefeiert werden. Und auch wir haben etwas zu feiern – und das sogar gleich zweifach! Denn doppelt hält ja bekanntlich besser! Wir von der *hastuzeit* zelebrieren nicht nur unsere 100. Ausgabe, sondern zeitgleich auch noch unseren 20. Geburtstag!

Gemeinsam mit Euch wollen wir auf *Zeitreise* gehen und in unseren hundert *hastuzeit*-Ausgaben in den Erinnerungen von zwei Dekaden schwelgen. Lasst Euch bei einem schönen eisig-kühlen Getränk fallen und stellt Euch vor, Ihr könntet die Zeit zurückdrehen. Nicht nur ein paar Tage oder Jahre – sondern Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte. In welchem Moment würdet Ihr Euch wiederfinden? Wie weit würdet Ihr reisen? Würdet Ihr die Chance überhaupt nutzen?

All das sind Fragen, die sich sicherlich viele schon einmal gestellt haben – sei es über einem guten Buch, bei einem klassischen Science-Fiction-Zeitreisefilm oder in einer tiefgründigen Philosophiesession unter dem Sternenhimmel. Der Gedanke, durch die Zeit zu reisen, fasziniert den Menschen, und hoffentlich auch Euch!

Auf Zeitreise durch Epochen, Erinnerungen und Ideen

Begleitet uns auf dieser Reise durch Epochen, Erinnerungen und Ideen. Wer weiß, vielleicht entdeckt Ihr dabei nicht nur Spuren der Geschichte, sondern auch neue Gedanken für Eure eigene Zeit.

In diesem Sinne wünschen wir Euch eine gute Reise durch die *hastuZEIT*!

Eure Elisa und Till

Sei dabei Get involved

redaktion@hastuzeit.de Insta: **@hastuzeit**

Sitzungen: **dienstags 18.30 Uhr, Hörsaal E, Melanchthonium**

Meetings: **Tuesdays 6:30 pm, Room E, Melanchthonium**

Unser ASQ-Modul findest Du auf StudIP:

Studierende schreiben für Studierende



Inhalt Contents



Titelthema: Auf Zeitreise

On a time trip

7 **Eine hastuZeitreise**
99 Hefte im Schnelldurchlauf

22 **Wörterrätsel**
Autoren der Nachkriegsliteratur

23 **Vom Third Place zum Lost Place**
Clubsterben in Halle

en: **From Third Place to Lost Place**
Halle's dying clubs

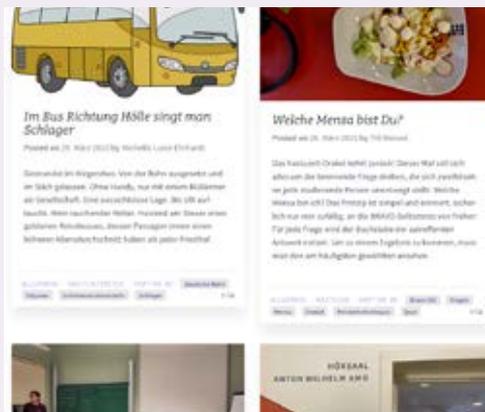
34 **Ein:e Grenzgänger:in** Catharina
Linck alias Anastasius Rosenstengel

46 **Filmtipps**
Auf Zeitreise

... und auf
hastuzeit.de



- Kommentierbare Artikel
- Heftarchiv
- Aktuelles





hastuUni

- 49 „Mein Lieblingsplatz in Dnipro ist Dnipro“ Studium im Krieg
en: “My favourite place in Dnipro is Dnipro” Studying during war
- 58 Von der Probe bis zum Konzert
Akademisches Orchester der MLU
- 64 Painedeln
Comic
- 73 Warum ich lieber prokrasti- nierte ... Gründe und Lösungen



hastuInteresse

- 79 Wenn Barrieren den Zugang versperren Kulturangebote
en: When barriers block entry Accessible cultural offerings
- 85 Ein Leben mit CMT
Seltene Nervenerkrankung
- 90 Fasst euch an! Krebsvorsorge und -früherkennung
- 95 Heymat: Identität und Persönlichkeit Chemnitz

Stura aktuell

Die Seiten des Studierendenrats
Elke und die Zugvögel



99



- 104 Im Teestübchen
hastuzeit-Veteran Jan Grau



Titelthema: Auf Zeitreise



2005: Hefte 1-4

Eine hastuZeitreise

20 Jahre hastuzeit! 100 Ausgaben! Aber worum ging's denn? Eine Zeitreise in die ferne und doch sehr nahe Vergangenheit der letzten zwei Dekaden – in Zeiten, in denen der Döner noch zwei Euro kostete und die hastuzeit ihre ersten Schritte auf der Bühne der Hochschullandschaft machte.

2005, das Jahr, in dem alles begann. Zum ersten Mal konnten Studierende der MLU eine frisch gedruckte *hastuzeit* im orange-schwarz-weißen Design in den Händen halten. Die Auflage betrug damals schon 4000 Stück.

Schnell waren Themenschwerpunkte gefunden: Alles rund um Hochschulpolitik, Kunst, Kultur und Saufen, aber natürlich auch die wirklich wichtigen Fragen, wie der „hastu

Imbissbudentest“, präsentierten sich in den ersten Ausgaben unserer Studizeitschrift.

Besonders prägnant waren in diesem Jahr die Debatten über drohende allgemeine und Langzeit-Studiengebühren, worüber die Redaktion berichtete. Auch die Ukraine war damals schon Thema, als es um den Wahlbetrug unter dem ehemaligen Präsidenten Viktor Janukowitsch ging. Und neben ausgiebigen

2006: Hefte 5-10





2007: Hefte 11–16

Beiträgen zur Kulturszene in Halle waren unter anderem Artikel über „Zahnspangen fürs Auge“, Tierversuche an der MLU und alltäglichen Rassismus in Halle zu finden. (Alles natürlich Einzelfälle!)

Wichtig für die *hastuzeit* ist, dass 2005 im „Krisenherd“ StuRa festgelegt wurde, dass 50 Cent vom Semesterbeitrag an die Zeitschrift gehen, um diese, unabhängig vom Studierendenrat selbst, zu finanzieren, was sich auch bis heute nicht verändert hat.

2006 wurden gleich sechs Ausgaben herausgebracht. Zwei mehr als im Vorjahr! Es gab nämlich viel zu berichten und zu erzählen. Seien es Beiträge zur Landtagswahl in Sachsen-Anhalt mit einer historisch niedrigen Wahlbeteiligung von 44 Prozent und der Auseinandersetzung mit den Ursachen mit Blick auf noch schlechtere Wahlbeteiligungen an der MLU. Oder auch Uni-spezifische Texte zur neuen Grundordnung, die in diesem Jahr in

Kraft trat und die Universität, wie wir sie heute kennen, mit ihren neun Fakultäten und den jeweiligen Fachschaften, mitgestaltete. Nicht zu vergessen sorgte die Umstellung auf das Bachelor- und Master-System immer wieder für volle Seiten.

„Stupid Stud.IP“ erlebte sein Debüt mit Höhen und Tiefen. Das Studieren mit Behinderung oder einer chronischen Krankheit bis hin zum Arbeiten neben dem (Vollzeit)-Studium, bekamen etwas mehr Aufmerksamkeit – viel hat sich da in den Jahren allerdings nicht getan. Auch die Sicht auf Europa und darüber hinaus wurde weiter vertieft, mit ehrlichen Einblicken zum Leben oder Studieren im Iran, Prag und der Türkei.

Schließlich feierte Halle den 1200. Geburtstag und die geneigten Leser:innen konnten erfahren, wie es die Stadt geschafft hat, „in nur 45 Jahren um 200 Jahre zu altern“ und wie es „Auf der anderen Seite der Stadt“ aussieht.





2008: Hefte 17–22

2007 ging es um das Zweifeln am Studium. Was tun mit Abbruch und Fachwechsel? „Erfolgreich scheitern“, aber wie? Erfahrungsberichte von Studierenden gaben einen kleinen Einblick. Die MLU erlebte erhöhte Bewerbungszahlen aufgrund des doppelten Abiturjahrgangs, verursacht durch die Rückkehr zum G8-System. Außerdem wurde die Fotoausstellung „Tal der Tränen“ im Artikel „Verschleppt und missbraucht – Kinderprostitution zwischen Deutschland und Tschechien“ näher beleuchtet.

„Natürlich ist Halle eine Millionenstadt“, aber wie ist das, wenn man sich „Fremd in Halle“ fühlt, und was zieht eine:n für ein Auslandsstudium nach Halle, außer die finanzielle Lage? Ausgabe 14 liefert Antworten!

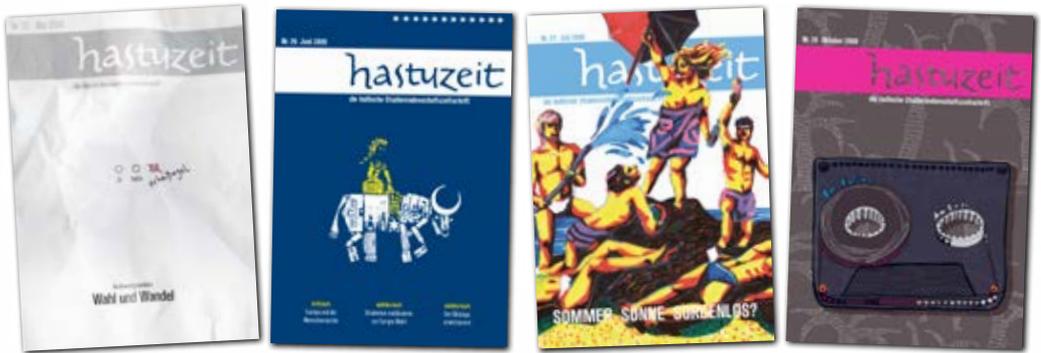
Schließlich wurde in diesem Jahr mit dem ursprünglichen orange-schwarz-weißen Stil gebrochen, was nicht der letzte Stilwandel gewesen sein sollte.

2008 war nicht nur das Jahr der Mathematik und der Beginn der Finanzkrise, sondern stand auch ganz im Zeichen des StuRas. Von „Finanzskandalchen“ zu Reformstau gab es so viele Beiträge über den Studierendenrat der MLU wie nie, weshalb sich die Redaktion sicherlich fragte: „Ist der StuRa noch zu retten?“

Beim Text „Zu Besuch in der Hölle“ handelt es sich allerdings nicht um Erfahrungsberichte einer StuRa-Sitzung, auch wenn man das zuerst denken könnte, sondern vielmehr um ein Interview zum Praktikum in einem US-amerikanischen Gefängnis. Ebenfalls war die Wahl von US-Präsident Obama eines der vielen Themen, neben dem Schulsystem in der DDR, ungehörten Abkürzungen wie BuFaTa, KIF und KoMa, sowie „Ansichten eines freiwilligen Antialkoholikers“, die die *hastuzeit* aufgriff. Letzteres erschien direkt neben „Auf der Suche nach dem Glück im Studium“ – Zufall?

2009: Hefte 23–30





Zum letzten Mal gab es einen Artikel der bis dato längsten Textreihe „Prototyp Halle“ von Leonie Neumann zu lesen, und es war das erste komplette Jahr im neuen Stil mit viel weniger Orange und einem wilden Überschriften-durcheinander.

Die Finanzkrise warf noch immer ihren Schatten, es gab „Nonsense statt Konsens“ im Bereich StuRa und Windows 7 wurde vorgestellt. 2009 war „Superwahljahr“: Europa-, Bundestag- und nicht zu vergessen Hochschulwahlen fanden statt. In einem Schwerpunkt ging es um den blutroten Fleck auf Europas Weste – Schlagworte Frontex und „Rückführungen“, aber auch darum, warum sich junge Menschen für die Europawahl interessierten.

Auf der Suche nach dem Glück im Studium

2009, als das studentische Kulturmagazin für Jena und Weimar „unique“ mit einem Skandal um ein Nazi-Interview zu kämpfen hatte (das alles hatte es ganz schön in sich; Aufarbeitung nachzulesen in deren Ausgabe 100), war es in der *hastuzeit* doch etwas ruhiger. Oder doch nicht? Es erschienen nämlich ganze acht Ausgaben in diesem Jahr! Sportlich!

Neben dem wachsenden Leerstand in Halle mit viel „Luft zum Atmen“ wurde auch das Burn-Out-Syndrom im speziellen bei Studierenden – „Wenn der Kopf überkocht“ – thematisiert. Eine neue Generation von ASQ-Modulen wurde eingeläutet, zu dem auch das *hastuzeit*-eigene ASQ „Studierende schreiben für Studierende“ gehörte. Im Iran gab es Proteste mit Forderungen wie „Wir wollen keine Revolution, wir wollen Demokratie“ und irgendwie traf Miss Marple auf Elvis.

2010: Hefte 31–34





2011: Hefte 35–39

Es war das Jahr der Stilbrüche. Weg vom Überschriftenchaos hin zu zwei neuen Designs, wobei sich ein blau-oranges zunächst einmal durchsetzen sollte. Zum ersten Mal konnten die Leser:innen die Rubriken *hastuUni*, *hastu-Interesse* und *hastuPause* erhaschen. Die ersten beiden haben sich bis heute gehalten. Der kleine Jubiläumsartikel: „Dein schlimmster Alptraum: 30 Ausgaben *hastuzeit*“ schilderte damals schon Aufmerksamkeits- und Sichtbarkeitsprobleme unserer Studienzeitschrift – die nie wirklich gelöst wurden.

Proteste der Vergangenheit in Halle und darauf, was diese „Unendliche Geschichte“ eigentlich bewirkt hat. Der Fokus lag ebenfalls beim „Masterplan“ – alles rund um Masterstudiengänge mit Angebot im In- und Ausland.

Austauschstudis kamen vielseitig zu Wort. Der „Vereinstod“ von studentischen Initiativen und warum manche „Kein Bock auf Ehrenamt“ mehr hatten, wurde beides thematisiert neben den üblichen Verdächtigen: StuRa und Nazis. Nazis? „Was ist eigentlich die weibliche Form von Nazi?“, ein Artikel über die Macht der Sprache, aber auch die bewegte Zeit der Franckeschen Stiftungen unter dem NS-Regime schafften es in eine der vier Ausgaben in diesem Jahr.

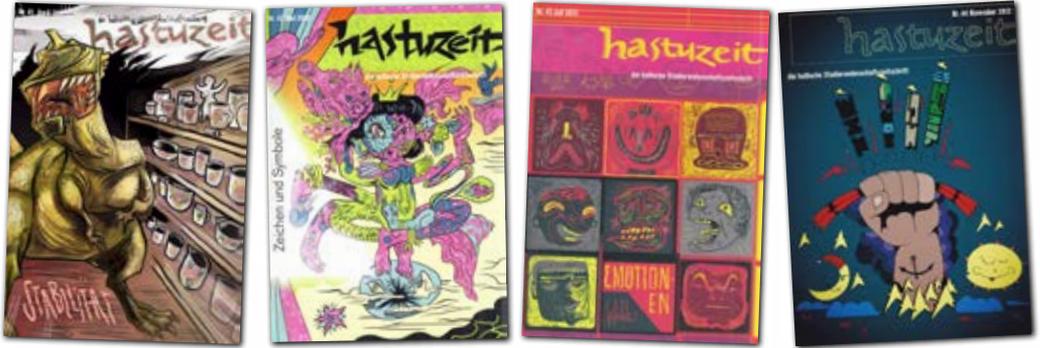
Studentische Proteste: Unendliche Geschichte

2010 und das Mitmachmedium *hastuzeit* wagten einen Rückblick auf studentische

Von der Forderung nach den Studiengängen „Angewandte Weltherrschaft“ und „Was mit Medien“ wurde auch über berufliche Perspektiven nach dem Studium geschrieben. Es

2012: Hefte 40–45





zählte „Survival of the poorest“, eine leicht ironische Tippserie darüber, wie sich Studis etwas dazu verdienen können. Und „Wissenschaftliches Arbeiten für Dummies“ erlebte sein Debüt – „Damit ihr nicht wie zu Guttenberg endet“. Hach ja, Zeiten, in denen sowas noch für einen Rücktritt ausgereicht hatte.

2011 spielte die Suche nach der Kreativität und Identität eine übergeordnete Rolle. So auch bei der „Massenmenschhaltung“ in Halle-Neustadt und dem Bewerbungen Schreiben. Die Erfahrungsberichte von Austauschstudis gingen in die zweite Runde, genau wie „Survival of the poorest“. Die Studienzeitschrift wurde auch dahingehend etwas internationaler, dass Proteste in Chile für freie Bildung und der Freiwilligendienst in Nicaragua auf die Tagesordnung kamen – neue Perspektiven boten.

Es herrschte Durchblick beim BAföG und in Halle für internationale Studierende. Das

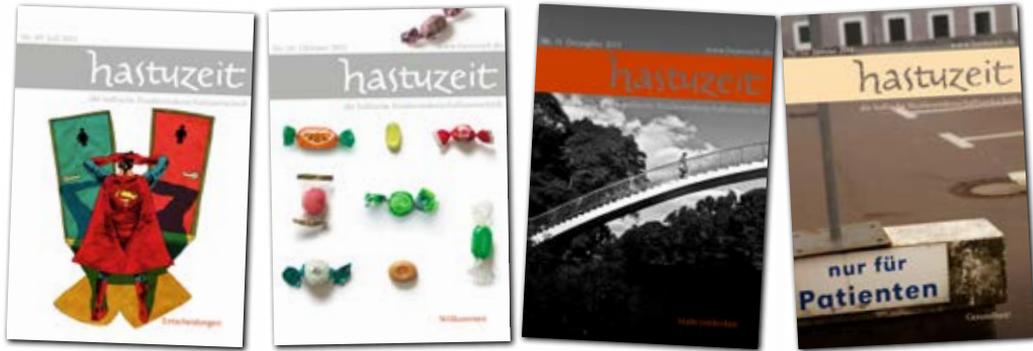
Thema Tierversuche war zurück und zusätzlich die Konfrontation von Naturwissenschaftler:innen mit der Moral. Zum Abschluss des Jahres rückten Netzwerke in kunterbunter Ausführung ins Zentrum: sozial, digital und tierisch. Wie ging wohl damals das Selbstexperiment „Facebook-Freiheit“ mit einer ganzen Woche ohne soziale Netzwerke aus?

2012 begannen die Diskussionen um geplante Stellenstreichungen an der MLU und so auch in Beiträgen der *hastuzeit*. Studierende mussten sich mit drohenden Preiserhöhungen des Semestertickets sowie des Solidaritätsbeitrags herumschlagen, und endlich einmal wurde die Wahrheit ausgesprochen: „Nach wie vor ist Halle keine fahrradfreundliche Stadt“, denn „Halle ist nicht Kopenhagen“ oder Amsterdam.

Wie ist das eigentlich mit „Für Frieden forschen“ an der MLU? Burnout – „Modewort und gesellschaftliches Problem“ – erlebte ein

2013: Hefte 46–51





2014: Hefte 52–57

Comeback. „Und leise bröckelt der Putz“, als es um eine kleine Architekturreise durch unsere Universitätsstadt ging.

Zwischen „Freundschaft, Kulturschock und Kühe“, einem Blick nach Indien, gab es auch Eindrücke aus England von der ersten selbsternannten Außenreporterin der Studizeitschrift. Darüber hinaus wurde ebenfalls die Forderung von Halle gegen Rechts nach einer Kennzeichnungspflicht für Polizisten („Wenn der Freund und Helfer überreagiert“) vertieft, welche es mittlerweile hier auch gibt.

die Haushaltspolitik des Landes schlugen weiße Wellen und waren das konstante Thema in diesem Jahr. Das Uniklinikum wurde erhalten, doch „droh(t)en der Kultur Kürzungen“ an Orchester und Theater.

Zur 50. Ausgabe der *hastuzeit* (Halbzeit!) gab es Hinweise zur Bachelorarbeit – Suche, Antrag und Verteidigung und ein „Best of Stud.IP“ wurde vorgestellt. In der nächsten Ausgabe hatte die Redaktion es doch dann tatsächlich geschafft, an einen „King of Stud.IP“ heranzukommen und mit ihm ein Interview zu führen. Für alle, die sich fragten: „Wie war das Leben eigentlich ohne Facebook?“ („Google ma’ auf Facebook“) gab es die Antworten.

Pünktlich zur Ausgabe mit dem Schwerpunkt „Kontraste“ wurde ein kleiner, aber feiner Stilwandel vollführt: Der gedruckte Text war auf einmal schwarz anstelle von blau! Ansonsten blieb die Zeitschrift den blau-orangen Akzenten treu.

Kulturkürzungen und Leben ohne Facebook

2013, das Supersparjahr. „Sommer, Sonne, Strand ... und Kürzungen?“ Die Proteste über





2015: Hefte 58–63

2014 und „Die Zeit der Proteste ist vorbei“? Eher weniger. Demos zum Landeshaushalt und zur Lage an der MLU wurden fortgesetzt. Ein Beispiel: In der Musikpädagogik sollte gekürzt werden, was zum einen für „Gestörte Harmonie“ unter den Musikstudierenden sorgte. Ihre Antwort: „Schrille Töne für das Rektorat“. Aber auch die Psychologie, Informatik, Geo- und Sportwissenschaften, MuK sowie die Medizin waren immer noch von den Sparplänen betroffen.

In diesem Jahr stimmte die Mehrheit der Studierendenschaft der MLU auch für die Einführung des MDV-Tickets, was allerdings auch von etwas Protest und „Mimimi“ begleitet wurde. Die Artikelreihe „Studiengeflüster“ stellte nach und nach unterschiedlichste Themen aus den 263 verschiedenen Studiengängen vor und eine kleine Zukunftsprophetie wagte den Blick in das Jahr 2024: Was wird wohl passieren, wenn immer mehr in

der Bildung gespart wird? Eine Dystopie, die sich zum Glück (noch) nicht bewahrheitet hat.

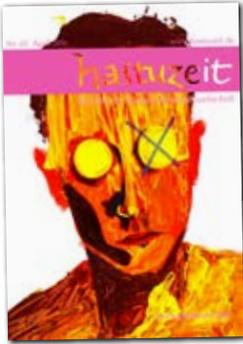
Abseits von Leistungsdruck, „Das Aufschieben verschieben“ und dem Nebenjob wagte die Redaktion den Blick in die Natur, um auch einmal abzuschalten. Ein „Kommunikativer Stoff“, auch bekannt als Cannabis, wurde vorgestellt und sogar eine Liebesgeschichte („Oh, Romeo aus Schweiß und Papier!“) hatte es in eine der Ausgaben geschafft.

2015 ging es reißerisch mit „Undercover bei Pegida“ und einer von Ironie strotzenden Antwort im darauffolgenden Heft los. Beiträge zur Lage von Geflüchteten in Mitteldeutschland – „Um Leben und Tod“ – Asylverfahren, Helfer:innen, einem Tandem-Projekt der Uni und vieles mehr folgten in diesem Jahr.

Es war das zehnjährige Jubiläum der Studienzeitschrift, und in Ausgabe 60 wurde neben Binauralen Beats und dem „Leben retten nach

2016: Hefte 64–69





dem Tod“ auch darüber aufgeklärt, „Warum das Universum zu 87,3 Prozent aus Schafskäse besteht“. Im nächsten Heft gab es dann eine Meinungsbox mit Weisheit wie „Die Biologen am Biologicum beuten ihre Bachelor-Studenten aus“. Außerdem erblickte „Der Hallische Zufall“, eine *hastuzeit*-eigene Kolumne, das Licht der Welt, und der neue Campus am Steintor wurde fertiggestellt.

Wie jedes Jahr gab es Einblicke in den „Große[n] Kindergarten“ StuRa und erstmalig einen richtigen Ersti-Teil mit extra großer Auflage (8000 Stück!) und knuffigen Pixelarts. Zu guter Letzt stellte sich die Frage: Was hilft eigentlich gegen den „Winterblues“? Schokolade. (Unter anderem.)

2016 galt es einmal „neue Wege“ zu wagen und „Einblicke“ zu gewinnen. So berichtet die Redaktion über die Erkundung des MDV-Gebiets und wurde „Dezent verzaubert“ im

winterlichen Merseburg. Außerdem schweiften die Blicke bis in den „Kontinent von Übermorgen“, Afrika, und der Pressefreiheitskarte von Reportern ohne Grenze wurde nachgegangen. Apropos Journalismus: „Es lebe die Zeitung!“, ein Text über die Zukunft von Printmedien erschien frisch gedruckt.

Dezent verzaubert in Merseburg

Nach nur einem Jahr kam die Kolumne vom „hallischen Zufall“ zu einem Ende. Das Thema Nachhaltigkeit rückte etwas in den Fokus mit Artikeln zur Ringvorlesung und dem Coffee-to-go. Nicht zu vergessen ging es wieder um die wirklich wichtigen Fragen – „Sind Veganer scheinheilige, masochistische

2017: Hefte 70–75





2018: Hefte 76–81

Gemüse-Zombies mit Mangelerscheinungen, die sich gegen die natürliche Grundordnung auflehnen und die Weltherrschaft anstreben?“ Vielleicht.

2017 zog es die Redaktion erneut in das besinnliche MDV-Gebiet. Diesmal ins thüringische Altenburg, denn „Architektur ist Trumpf“, zur „Insel der Ruhe“ Delitzsch und in die „Dead Valleys bei Naumburg“. Aber auch Lost Places in Halle wurden auf die Bühne gezerrt. „In Halle ist man stolz, nicht Magdeburg zu sein“ und weitere Weisheiten lassen sich im Artikel „In Abneigung geeint“ finden.

„Wie geht es eigentlich der Demokratie?“ Wichtige Frage in einem sehr politischen Jahr. Denn der StuRa kämpfte unter anderem mit Abstimmungen, Anwesenheitsproblemen und einem „Linksruck“. Außerdem schlichen sich die Kürzungen bis zur Japanologie – „Letzte Hoffnung Aussetzung?“

Für Studierende wurde geklärt, was nach der „Endstation Studium“, Wege nach dem Studienabbruch, folgt und wie am besten mit Prüfungsstress umzugehen ist.

2018 kam der Hase aus dem Hut mit Beiträgen zur Hausbesetzung in der Hafestraße („Mein Name ist Hasi, ich weiß von nichts“) und der Bedeutung für die Popkultur („Vom Mondhasen bis zum Playboybunny“). Außerdem hatte es ein „skandalöser“ Gastbeitrag in eines der Hefte geschafft und sofort eine Reaktion der Redaktion auf sich gezogen, wo schon beim Illustrieren so manche Kritik und Verzweiflung zum Vorschein kam. Der Tod kam an der ein oder anderen Stelle vor, so im Kontext damit, was auf Hinterbliebene zukommt im „Epilog des Todes“ und einer neuen Perspektive auf Orte „In anmutiger Einsamkeit“ – Friedhöfe.





2019: Hefte 82–86

Themen der MeToo-Bewegung schwappten nach Halle mit Eindrücken und Einblicken von Studierenden der MLU, und ein Modellprojekt, „Das Menschenrecht auf Verhütung“, wurde vorgestellt. Die Leser:innen wurden in diesem Jahr auf eine „Zeitreise mit dem MDV-Ticket“ nach Querfurt und auf eine Radtour mitgenommen, denn „Peißnitz kann jeder“. Den Abschluss machte ein Heft ganz im Geiste der Nachhaltigkeit. Es ging um das Fairtrade-Siegel, ein Leben ohne Plastik und um „Das Kaffeebechermassaker“.

2019 brannte nicht nur Notre Dame, sondern auch die Finger der Autor:innen vom vielen Tippen. Eine weitere lange Reihe ging zu Ende, in welcher Paul Thiemicke ausgewählte „Hallische Köpfe“ nach und nach vorstellte. Zur Klimakatastrophe und rund um die Fridays-for-Future-Bewegung wurde fleißig recherchiert, denn „Der Klimawandel wartet nicht, bis dein Bachelor fertig ist“. Und im

MDV-Gebiet ging es diesmal „Klein aber fein“ nach Landsberg.

Es wurde Fragen wie „Warum wir Dinge tun, die wir nicht tun müssen“ auf den Grund gegangen – zum Thema BH tragen. Dem „Luxus Periode“ und der dazugehörigen Besteuerung von Tampons, Binden und Co. wurde auf den Zahn gefühlt. Außerdem startete eine neue Textreihe mit „Frauen von hier“.

Darüber hinaus wurde einmal der Medienkonsum etwas kritischer beleuchtet, „Wenn der Bildschirm zum Gift wird“. Nach der Europa- und Kommunalwahl in diesem Jahr, vielleicht die erste Wahl für manch eine:n, ging es um das „Tabuthema Nichtwähler“. Final enthüllte die Studienzeitschrift „Das studentische Wundermittel“ – Kaffee.

2020 gab es einiges zu bewältigen. Nicht nur, dass sich die *hastuzeit* so lang wie mit einem neuen Look präsentierte – *hastuPause* war

2020: Hefte 87–89





2021: Hefte 90–91

2022: Hefte 92–94

weg. Lang lebe das Titelthema! Zum ersten Titelthema in diesem Jahr wurde auf den Anschlag in Halle am 9. Oktober 2019 zurückgeblickt mit „Das gute am Normalen“ und vielen weiteren Beiträgen.

Der Anschlag in Halle beschäftigt uns

Die Ausgaben erzählten Geschichten „Von Nudeln und Nuklearwaffen“ auf dem Heidecampus und davon, dass „Unsere Träume brauchen Räume“ – zur Hausbesetzung in der Reilstraße. Die „Schleichende Veränderung“ bei der Gleichberechtigung wurde angeprangert. Wo sind Frauen und Ostdeutsche in Führungspositionen? Geschweige denn im Vorsitz einer Universität.

Unispezifische Themen wie „3 mal 5, was nun?!“, den Fragen „Wie wird eine Professur besetzt?“ und warum viele Studierenden „Nur auf der Durchreise“ nach Sachsen-Anhalt kommen, wurde nachgegangen. Studierende oder sollte es doch eher „Suffköpfe“ heißen? Ein wenig Durchblick „Im Gender-Dschungel“ wurde ebenso geboten, mit der Antwort darauf, warum die *hastuzeit* bei geschlechtergerechter Sprache zum Doppelpunkt greift.

Nachdem der „Stura am Rande der Arbeitsunfähigkeit“ war, folgte die Corona-Pandemie. Dank welcher wir seit diesem Jahr eine Online-Hochschulwahl haben. Für die *hastuzeit* waren die Auswirkungen der Pandemie auch spürbar, die Auflagenzahl wurde kurzzeitig auf 2000 Stück reduziert und es erschienen mehr Artikel auf der Website.

„*hastuGehört*“? Die *hastuzeit* hatte ab diesem Jahr auch einen eigenen Podcast!

2023: Heft 95

2024: Hefte 96–98





2025: Hefte 99–...

2021 standen erneut Kürzungen am Horizont. Corona hatte die Welt noch fest im Griff. Doch warum wurde bei COVID zügig gehandelt und beim Klima nicht? „Kein Impfstoff für das Klima“ ging dieser Frage nach. Zur Debatte stand auch, ob „Studierende beim Impfen vergessen?“ wurden und wie sich die Pandemie auf die Kunstszene auswirkte. Gewalt „Hinter geschlossenen Türen“ als auch die Tabuisierung sexueller Gewalt hatten ihren Platz in einem der beiden Hefte aus diesem Jahr gefunden. Halle stand ab 2021 ohne Oberbürgermeister da, und für eine Demo für Pflegejobs galt „Lieber machen statt klatschen“.

2022 hieß es dann „Kürzen. Aussetzen. Zusammenlegen. Schließen ... und ich?“ Die *hastuzeit* vollzog einen Fontwechsel und präsentierte sich im finalen Stil, wie Ihr ihn heute kennt und in den Händen haltet.

„Bald ist es soweit und [D]u darfst auf dem Löwen reiten“ – wenn der Berufseinstieg nach dem Studium näher rückt und Du dich von der „#MLUnwichtig“ verabschiedest. Aber bitte „Sei kein Arschloch“, ein Artikel über Feminismus.

Den Abschluss für dieses Jahr machte eine richtige Weihnachtsausgabe. Von vorne bis hinten gespickt mit Artikel rund um „Kaufnachten“, warum Weihnachten nie christlich war und wofür eigentlich das B in Weihnachten steht – Besinnlichkeit. Neben internationalen Weihnachtsbräuchen gab es auch einen Ausblick darauf, was folgen kann: Eine zahnärztliche Behandlung – „Tat ja gar nicht weh“.

2023. Huch! Nur eine Ausgabe? Trotzdem gefüllt mit relevanten Ereignissen und Themen aus diesem Jahr. So ging es um das

Seitenzahl pro Heft

- Ausgaben 1 bis 100
- Seit Heft 25 im heutigen, kleineren Format



Vorgehen der iranischen Regierung gegen die eigene Bevölkerung – „Über den Mut, für die Freiheit zu sterben“. Und die Gruppe „End Fossil: Occupy! Halle“ besetzte für fünf Tage das Audimax mit dem Ziel einer klimagerechten Transformation an der MLU.

Die Ausgabe bot einen Einblick in die Geschichte „Zwischen Glas und Gitterstäben“ der hallischen Universitätspsychiatrie und

War früher wirklich alles besser?

generell von Orten außerhalb des Stadtkerns. „Der Charme des analogen Fotografierens“ kann Leute begeistern, aber „War früher wirklich alles besser?“ Ja und nein.

2024, wir erinnern uns, als wäre es letztes Jahr gewesen. Die Drucker sind aus der Uni verschwunden, das BAföG wurde mehr schlecht als recht reformiert, und sonst ist eigentlich nichts von größerer Weltbedeutung passiert.

Die *hastuzzeit* verfolgte ernstere Fragen, wie: „Misshandelt Deutschland seine Kinder?“ – ein Beitrag über den Kinderschutz – und

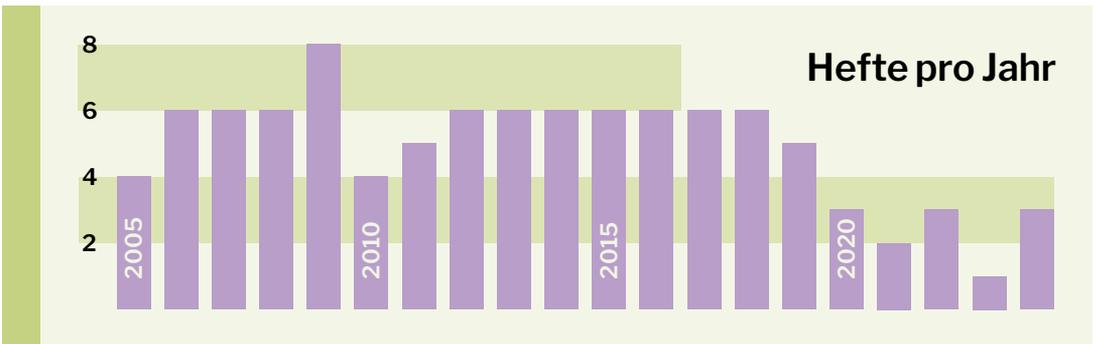
auch inwiefern „Europa solid arisch“ ist. Wie war das noch mal mit der Wende – „Von einem Land vor unserer Zeit“. Und warum klebt da Ausbeutung an den Erstbeuteln der MLU? „Es hat sich ausgebeute(l)t“ zum Teil!

Irgendwie vertraute Bahnfahrtanekdoten lockerten die Seiten auf. Das zweite Heft widmete sich zum wiederholten Mal dem Titelthema „Gesundheit!“ Diesmal mit Artikeln zum Thema, was normal bei der Periode ist, über den Placebo-Effekt und zum psychischen Wohlbefinden, denn „Mind matters“. Die letzte Ausgabe aus diesem Jahr brach sogar einen Rekord mit 112 Seiten! Was gab es sonst Neues? Die Endseiten bekamen einen frischen Anstrich mit der Kurzfragereihe „Im Teestübchen“.

2025 – Du bist hier, aktueller geht’s nicht!

Es war einmal die *hastuzzeit*

Wo sind die Skandale? Wo die Aufreger? Wo die Schlagzeilen? Auch wenn es das ein oder andere Skandalchen bei der *hastuzzeit* nicht gegeben hat, sind alte Ausgaben doch einen oder zwei Blicke wert! Sonst wären meine Mühen ja auch umsonst gewesen. Naja, ehrlicherweise gibt es auch vieles, an dem der Zahn der Zeit genagt hat. Wenngleich doch so manche Perle zwischen all dem Bachelor-Master- und



StuRa-Gewusel zu finden ist. (Wenn ich noch einmal die Worte „Bologna“ und „Kürzung“ sehe, könnte ich heulen.)

Es ist überraschend, wie aktuell doch manche Themen geblieben sind, oder vielmehr auch erschreckend, wie wenig sich an den einen oder anderen Stellschrauben getan hat – sei es Klimabewusstsein, Migration oder Barrierefreiheit. Die alten Hefte spiegeln auch den Zeitgeist der letzten zwei Jahrzehnte wider – stets im Wandel. Einen Artikel kann ich besonders nahelegen, welcher trotz der zeitlichen Diskrepanz einen ehrlichen Einblick in die Perspektive der Menschen der Türkei auf Europa gibt. („Von der ersehnten Oase zum roten Tuch“ Ausgabe 5, S. 22)

Viel hat sich in den 20 Jahren verändert: Die Texte sind länger geworden, die Ausgaben auch. Dafür erscheinen sie jedoch wesentlich seltener in geringerer Auflage. Die *hastuzeit* ist ebenfalls digitaler geworden. Total digital – im Guten wie im Schlechten. Die Zeitschrift ist auf ASQlis angewiesen, um die Seiten immer und immer wieder mit neuen Perspektiven und Ideen zu füllen. Schließlich vereint das hallische Mitmachmedium eine Vielzahl von Fachrichtungen. Zumal viele aus der Redaktion selbst über das ASQ ihren Weg zur *hastuzeit* gefunden haben – das ASQ ist nicht

mehr wegzudenken. Aber irgendwie vermissen ich doch die sehr kurzen Infotexte und kuriosen Anekdoten. Sei es drum, jeder neue Artikel ist auf seine Weise lesenswert, auch wenn er etwas länger ist!

Unser Heftarchiv

• <https://hastuzeit.de/heftarchiv/>



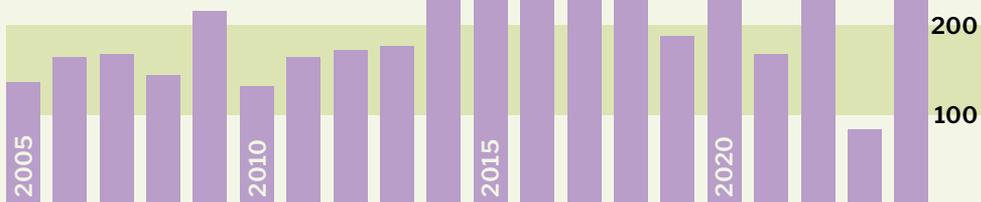
Natürlich wird diese recht subjektive und sehr selektive Auswahl nicht dem geballten Berg an Infos, Wissen und auch Unterhaltungswert, den die *hastuzeit* zu bieten hat, gerecht. Trotzdem hat sich all der Aufwand definitiv gelohnt, für alle, die jetzt aus bloßer Neugier oder reinem Wissensdrang einmal in das Heftarchiv spähen und sich eine der alten Ausgaben einverleiben.

Auf weitere 20 Jahre!

Text: Johannes Wingert

Infografiken: Konrad Dieterich

Seitenzahl pro Jahr



Wörterrätsel

Finde 20 Nachnamen von
Autoren der Nachkriegsliteratur!



→ ← ↓ ↑ ↘



Die Lösung findest Du auf Seite 45.

Rätsel: Angelina Philipp-Spelsberg
Foto: Raimond Spekking (CC BY-SA 4.0),
[https://commons.wikimedia.org/wiki/
File:Olympia_typewriter_-_German_
keyboard_layout-9607.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Olympia_typewriter_-_German_keyboard_layout-9607.jpg)

Vom Third Place zum Lost Place

Ob Schorre, Enchi oder Flower 2.0, in all diesen einst lebendigen Begegnungsräumen für junge Menschen herrscht mittlerweile gähnende Leere. Es bleibt zu klären, woher das Phänomen „Clubsterben“ kommt und wie damit umzugehen ist – ein Blick in die Vergangenheit und Zukunft der hallischen Clublandschaft.

Der US-amerikanische Soziologe Ray Oldenburg beschreibt in seiner Abhandlung „The Great Good Place“ die Wichtigkeit sogenannter *third places* für ein funktionierendes soziales Miteinander. Neben dem Zuhause als *first place* und dem Arbeitsplatz beziehungsweise der Uni als *second place* stellen

third places örtlich abgetrennte, zwanglose und neutrale Begegnungsorte für Menschen dar, frei von Konsumzwängen und sozialen Implikationen. Sicherlich ist diese Theorie nicht einfach auf Clubs und Bars zu übertragen, stellen doch der Eintritt und die Getränkepreise klare Konsumzwänge dar, doch

From Third Place to Lost Place

Be it Schorre, Enchi or Flower 2.0, what used to be vibrant meeting spaces for young people is now filled with a yawning void. It remains to be answered where this phenomenon of “dying clubs” has come from and how it should be dealt with – looking into the past and future of Halle’s clubbing landscape.

In his treatise “The Great Good Place”, American sociologist Ray Oldenburg has described the importance of so-called “third places” for functioning social interactions. In addition to home as the “first place” and work or class as the “second place”, “third places” constitute

detached, informal, and neutral meeting spaces for people, free from pressure to consume and social implications. Admittedly, this theory can’t be simply applied to clubs and bars, as entry fees and drink prices clearly require a budget; nonetheless they are undoubtedly

wichtig für die Entwicklung und Individualisierung junger Menschen sind sie zweifelsohne trotzdem. Das sieht auch der Soziologie Professor Reinhold Sackmann, welcher auf eine Pressefrage hin erklärt, Clubs nähmen „eine wichtige Rolle bei der Durchmischung von sozialen Kreisen“ ein, da sie „Bekanntschaften quer zu Milieus ermöglich[en]“. Für die Formung des sozialen Selbst seien sie gerade deswegen wichtig, da „das Spiel mit Anziehung und Zurückweisung, individueller Inszenierung und kollektiver Erfahrung von Grenzüberschreitung [...] etwas [ist], was Jugend zu Jugend und junge Erwachsene zu Persönlichkeiten mach[e]“.

2024 gaben im Zuge einer Datenerhebung der IfD Allensbach immerhin 30 Prozent der deutschen Bevölkerung ab 14 Jahren an, zumindest ab und zu in Diskotheken zu gehen. Und doch führt das Statistische Bundesamt

important for the development and individualisation of young people. This view is shared by Reinhold Sackmann, professor of sociology, who responds to a press inquiry explaining that clubs play “an important role in mixing social circles” as they “facilitate acquaintances across milieus”. He considers them crucial for shaping the social self, in particular because “playing with attraction and rejection, individual staging and collectively experiencing transgression [is] something that makes youth youth and turns young adults into personalities.”

In a data survey by IfD Allensbach in 2024, no less than 30 percent of the German population aged 14 and over reported visiting discothèques at least every now and then. And yet the Federal Statistical Office has been indicating a degressive number of night clubs

zumindest bis zum Jahr 2022 eine degressive Anzahl an Nachtclubs an. Tatsächlich hat sich die Menge einschlägiger Etablissements seit 2007 sogar etwa halbiert. Und auch das gelegentliche Verwenden von Ausreden „aus Faulheit“, um nicht mit in den Club zu gehen, ist bei der Gen Z auf einem Allzeithoch, während der Alkoholkonsum seit Jahren abnimmt. Diese Entwicklungen beschränken sich nicht nur auf Halle, sondern sind von Hamburg über Berlin bis nach Leipzig in einer Vielzahl an Städten und auch Dörfern zu beobachten. Hat unsere Generation also einfach keine Lust mehr auf durchzechte Nächte mit Freund:innen?

„Clubs und Discos waren in den ‚Goldenen Zeiten‘ der 1960er bis 1990er Jahre [...] Möglichkeiten, Kontakte zu knüpfen [...]. Mit Tinder u. a. Plattformen sind Alternativen bei der

Tindern statt Clubben Tindering, not clubbing

at least until 2022. In fact, the quantity of relevant establishments has even approximately halved since 2007. On top of that, the occasional use of excuses “out of laziness” to evade coming along to the club is at an all-time high among Gen Z, while alcohol consumption has been declining for years. These developments are not limited to Halle, but can be observed from Hamburg to Berlin to Leipzig in a multitude of cities and even villages. So, can our generation just not be bothered having boozy nights with friends anymore?

“In the ‘golden age’ of the 1960s to the 1990s, clubs and discos used to be [...] opportunities to establish contacts [...]. With Tinder and other platforms, alternatives for approaching people have emerged”, writes Sackmann in

Kontaktaufnahme entstanden“, antwortet Sackmann auf diese Frage. „Bei Tinder setze ich mich z. B. weniger Unsicherheiten aus, bekomme aber (scheinbar) mehr Auswahl als im Club.“ Diskotheken haben also ihren Charme als Kennenlern- und Begegnungsorte dadurch verloren, dass sich sowohl die platonische als auch sexuelle Bedürfnisbefriedigung über Internetdienste universell zugänglicher und zwangloser gestaltet. Unterstützt wird Sackmanns These durch eine weitere Allensbach-Umfrage, nach welcher rund 40 Prozent der Deutschen zwischen 14 und 29 Jahren Internetdienste wie Tinder oder Bumble nutzen, um kurz- wie langfristig neue Bekanntschaften zu schließen. Damit sind besonders die jüngeren Generationen als eigentliches Hauptpublikum von Clubs, welche demographisch in der Gesellschaft ohnehin schon immer schwächer vertreten sind, sozial nicht mehr auf diese Begegnungsorte angewiesen.

response to this question. “With Tinder, I’m exposing myself e. g. to fewer insecurities, but have an (ostensibly) larger choice than in the club.” In other words, discothèques have lost their charm as places to meet and socialise now that satisfying both one’s platonic and sexual needs through Internet services has turned out to be more universally accessible and less formal. Sackmann’s proposition is supported by another Allensbach survey, according to which around 40 percent of Germans between the ages of 14 and 29 use Internet services such as Tinder or Bumble to make new short- or long-term acquaintances. This means that the younger generations in particular, who are meant to be the main audience of clubs, and whose demographic is already less and less present in society, are no longer socially dependent on these meeting places.

Die Tanzbar Palette in der Großen Nikolaistraße: ein Club, den es noch gibt.



The Tanzbar Palette in the Große Nikolaistraße, a club that still exists.

Das ehemalige La Bim (Foto von 2012). Im Jahr 2024 hat es dort zweimal gebrannt. Auf dem Gelände soll eine Wohnanlage mit 300 Wohnungen entstehen.



The former La Bim (photo from 2012). In 2024, fires broke out twice. On the site, a residential complex with 300 flats is set to be built.

Doch nicht nur ein verändertes Verhalten junger Menschen ist verantwortlich für die veriegende Clubkultur. Als weiteren Einfluss benennt der Professor etwa die Covid-19-Pandemie, welche viele entsprechende Einrichtungen finanziell zur Schließung gezwungen hat. „Da der langfristige Trend gegen Clubs spricht, ist das Risiko der Betriebsgründung in diesem doch auch kapitalintensiven Bereich des Gaststättengewerbes größer als bei anderen Unternehmungen“, gibt er weiter als Begründung für ausbleibende Neueröffnungen an.

An diese Stelle treten stattdessen etwa Bars, da „der Kapital- und Personal-Aufwand für die Gründung und den Betrieb von Bars deutlich geringer ist“. Sackmann betont jedoch, dass Bars durch ihre Größe sowie fehlende

Bars sind kein Ersatz Bars are no substitute

But it's not just some changed habits of young people that are responsible for the fading club culture. As another influence, professor Sackmann cites the Covid-19 pandemic, which has forced many such institutions to close for financial reasons. "Since the long-term trend speaks against clubs, the risk of starting a business in this rather capital-intensive segment of the catering trade is higher than in other enterprises," he writes, adding another explanation for the lack of new openings.

The gap is filled with establishments such as bars because "the capital and personnel expenditure needed to set up and operate bars is substantially lower". Still, Sackmann points out that due to their size and their lack of

soziale Inklusion keineswegs die Diskos auflösen können.

Eine Chronik der hallischen Begegnungsorte

Doch weg von der Theorie und hin zur Praxis hier vor Ort: Unsere Zeitreise durch das hallische Clubsterben startet 2017 am Leipziger Turm. An Silvester öffnete das La Bim dort unter dem Motto „Alles muss raus“ zum letzten Mal die Pforten, um in das neue Jahr 2018 hineinzufeiern. Grund für die Schließung war der Verkauf des Grundstücks an einen Großinvestor aus Leipzig durch die Erbgemeinschaft der ehemaligen Druckerei, welcher das in der DDR enteignete Grundstück 2009 zugesprochen wurde.

Es folgte ein langes Bangen um die Zukunft des „Kulturortes“, wie er in einer Petition zum Erhalt der Einrichtung an den einstigen

Oberbürgermeister Wiegand und seine Administration betitelt wird. Etwa 3500 Unterschriften und über 600 mitfiebernde Kommentare hatte diese gesammelt – und doch blieb sie gänzlich unbeantwortet. Im April 2018 wurde dann der Auszug finalisiert.

Das LaBim war weitaus mehr als nur ein Nachtclub. Anfang der 1990er Jahre begann das Projekt als Studiokino an der gleichen Location, doch entwickelte sich schnell zu einem Kulturzentrum weiter. Bis zuletzt hatten dort Flohmärkte, Kinovorführungen, Poetry Slams und eben auch Partys stattgefunden.

Den nächsten Schuppen auf unserer Liste traf es etwa zwei Jahre später: Im Dezember 2019 wurde der Szenecub Chaiselongue „Chaise“ in Räumlichkeiten des Kulturzentrums Reil78 geräumt, nachdem es zuvor immer wieder Konflikte zwischen den Parteien gegeben hatte. Zuletzt hatten Symphatist:innen der

social inclusivity, bars can by no means replace discos.

A chronicle of Halle's meeting places

Moving away from theory to the reality on the ground, our time travel through Halle's club demise begins in 2017 at the Leipziger Turm. On New Year's Eve, La Bim opened its gates for the last time, with the slogan "All must go", to see in the new year 2018. They had to close because the community of heirs who were granted the property in 2009, which was once a printing company and had been seized in the era of the German Democratic Republic, had sold it to a large investor from Leipzig.

What followed was a long period of anxiety about the future of this "cultural venue", as

it was called in a petition to save the institution addressed at then-mayor Wiegand and his administration. It had garnered around 3,500 signatures and over 600 excited comments—and yet it never received a reply. In April 2018, the eviction was finalised.

La Bim was much more than just a nightclub. In the early 1990s the project started out as an independent cinema at the same venue, yet quickly evolved into a cultural centre. Till the end, flea markets, film screenings, poetry slams and, not least, parties took place.

The next dance hall on our list was struck about two years later: In December 2019, the underground club Chaiselongue "Chaise" was evicted from premises of the Reil78 cultural centre after a series of conflicts between both parties. Towards the end, Chaise supporters

Chaise diese für mehrere Tage besetzt, um die Schließung zu verhindern.

2022 ging es dann auch mit der Schorre zu Ende. Ende Mai hatte die Diskothek die letzte Party vor der Schließung veranstaltet. Der

Eigentümer hatte den Mietvertrag auslaufen lassen, um das Gebäude abzureißen und an dessen Stelle Senior:innenwohnungen zu bauen. Zwei Jahre später hat die Demontage des Kulturorts mit etwa 150 Jahren Geschichte trotz zahlreicher Gegenstimmen aus Stadtrat

Ein Blick in die Vergangenheit (2016) – mittlerweile steht die Schorre nicht mehr. 1890 war der Veranstaltungsort als Lokal unter dem Namen „Zum Hofjäger“ bekannt. In der DDR war dort indes ein Jugendclub untergebracht.



A glimpse into the past (2016) – the Schorre no longer stands nowadays. In 1890, the venue was known as an inn named “Zum Hofjäger”. In the German Democratic Republic, however, a youth club had been housed there.

had occupied the space for several days to prevent the closure.

In 2022, Schorre had met its final days, too. At the end of May the discothèque hosted its last party before closing. The owner had

let the lease expire in order to demolish the building and erect senior flats in its place. Two years later, the dismantling of the cultural venue with about 150 years of history actually began, despite numerous objections

und Bevölkerung sowie einer Petition zum Erhalt der Schorre mit etwa 6500 Unterschriften dann tatsächlich begonnen. Zu erwähnen bleibt, dass die Betreiber:innen bestreben, einen neuen Sitz für die Schorre zu finden. Am Ostersonntag dieses Jahres fand dann zum ersten Mal seit 2022 wieder eine Party der Organisator:innen statt – jedoch im Volkspark und nicht in einer eigenen Location.

Im vergangenen Jahr folgten gleich zwei Schließungen, die besonders Halles Studis schmerzlich betraueren. Im Februar veranstaltete das Flower 2.0 die vorerst letzte Party. Der Inhaber der Karaoke-Hochburg war einige Jahre zuvor bei einem Unfall verstorben. Der Upperclub, ein kleinerer Veranstaltungsort der Palette, veranstaltet seither Flower-3.0-Partys mit gratis Eintritt.

Bye, Flower Bye, Enchi

from the city council and the public as well as a petition with approximately 6,500 signatures to preserve Schorre. It should be noted that the operators intend to find a new place for Schorre. This year on Easter Eve, the organisers held a party for the first time since 2022—albeit at Volkspark and not at a venue of their own.

Last year had seen no less than two closures, which grieved Halle's students in particular. In February, Flower 2.0 hosted its last party for the time being. The owner of this Karaoke stronghold had died in an accident a few years earlier. Upperclub, a smaller venue of Palette, has since hosted Flower 3.0 parties with free admission.

Auch das Enchilada „Enchi“ ist hier zu nennen, gleichwohl es eher eine Bar als ein Club war. Besonders an Montagen zog es viele junge Menschen in das ehemalige Bankgebäude zum sogenannten Cocktail Casino, wobei man sich die Preise der Drinks selbst erwürfeln konnte. Begründet wurde das plötzliche Ende des hallischen Ablegers des Franchise-Unternehmens mit personellen wie finanziellen Schwierigkeiten.

Jenseits der vier Club-Wände

Noch eher in das Profil der third places passen durch den Wegfall von Konsumzwängen „Treffpunkte im öffentlichen Raum wie der Bebel-Platz oder der Platz vor dem Landesmuseum“, welchen Sackmann eine ähnliche Funktionalität wie Clubs zuschreibt. Auch hier findet eine starke soziale Durchmischung statt, nur eben ohne Nebelmaschinen und hohe Eintrittspreise. Doch auch das geht mit gewissen

In the same vein, Enchilada “Enchi” deserves a mention, although it was more of a bar than a club. Especially on Mondays, many young people were drawn to the former bank building for the so-called Cocktail Casino, where they could roll dice to determine the prices of drinks. The sudden end of this food and drink chain's Halle franchise was explained with personnel and financial difficulties.

Beyond the four club walls

What fits the profile of third places even better, considering there is no pressure to consume, are “meeting points in public space such as Bebel-Platz or the square in front of Landesmuseum”, to which Sackmann attributes a similar functionality as clubs. Here, too, strong social mixing takes place, just

Problemen einher. „Es [kommt] häufig zu Konflikten mit Anwohner:innen [...], da diese Orte im Unterschied zu Clubs keine Schallisolierung haben“, erläutert der Professor dazu. Zu

beobachten ist das besonders am August-Bebel-Platz, an dem es nicht selten zu Auseinandersetzungen zwischen jungen Erwachsenen und Anwohnenden kommt. Zwischenzeitlich

Hier wandert kein Geld mehr über den Tresen. Der hallische Franchise-Partner der mexikanisch gestylten Systemgastronomie Enchilada war in einem alten Bankgebäude untergebracht.



No more money goes over the counter here. The Halle franchise of the Mexican-style food and drink chain Enchilada was housed in an old bank building.

without fog machines and high entry fees. But they come with their own problems. “Conflicts with residents arise frequently because, unlike clubs, these places lack sound

insulation.” says Professor Sackmann. This can be observed particularly at August-Bebel-Platz, where quarrels between young adults and residents are not a rare occurrence. At

hat die Stadt sogar einen privaten Sicherheitsdienst beauftragt, dort für Ordnung zu sorgen.

Eine Alternative zu etwaigen Plätzen unter freiem Himmel, welche spätestens im Winter sowieso keine wirkliche Option mehr darstellen, ist etwa das Projekt Reil78. 2001 hatten Aktivist:innen dort ein leerstehendes Kinderheim besetzt und zum Kulturzentrum ausgebaut. Heute ist das Haus „ein subversiver Ort für Musik, Kunst, Sport, Bildung, politischen Diskurs, sozialer Begegnung und für selbstorganisierte unkommerzielle Veranstaltungen“, geben die Betreiber:innen des Projekts auf ihrer Webseite an. Einzelpersonen können Räume für eigene Veranstaltungen anfragen, doch auch fest organisierte Küchen für alle „KüFas“ oder Selbstverteidigungstrainings werden hier regelmäßig angeboten.

Eine Schwierigkeit blieb für das Kulturzentrum jedoch lange Zeit bestehen: Haus und

Gelände galten nach wie vor als besetzt. Das sollte sich nach jahrelangen Verhandlungen durch einen offiziellen Kaufvertrag mit der Stadt ändern. Im Juni 2024 stimmte der Stadtrat einem entsprechenden Beschluss über eine Summe von 30 000 Euro zu. Dieser hatte jedoch nur kurze Zeit Bestand, denn nach der Stadtratswahl im gleichen Monat hatten sich die Mehrheitsverhältnisse geändert. Die CDU beantragte direkt auf der ersten Sitzung der neuen Legislaturperiode, den Beschluss zurückzuziehen und bekam für diesen Vorstoß auch Zuspruch von der AfD sowie FDP. Dieser Antrag löste wiederum weitreichende Diskussionen aus. Kritik an der eigenen Fraktion kam etwa von dem ehemaligen Christdemokraten Alexander Vogt, welcher mittlerweile als parteiloser Oberbürgermeister im Amt ist. Durch eine Petition mit beinahe 18 000 Unterstützer:innen zeigte sich überdies ein breites

some point, the city had even hired a private security firm to impose order there.

One alternative to any open-air spaces, which are no longer a real option by winter anyway, is the project Reil78. In 2001, activists occupied a vacant children's home and converted it into a cultural centre. Today the house is "a subversive space for music, art, sports, education, political discourse, social encounters, and self-organised non-commercial events", as the project operators state on their website. Individuals can request rooms for their own events, but permanently organised food kitchens for all "Küfa" and self-defence trainings are also regularly offered there.

However, the cultural centre had faced one difficulty for a long time: the house and property were still considered occupied. This would

Besetzt ... und gekauft Occupied ... and bought

change after years of negotiations through an official purchase agreement with the city. In June 2024, the city council passed a relevant resolution on an amount of 30,000 euros. However, this lasted only for a short time as the balance of power had shifted after the city council election in the same month. The Christian-Democratic Union (CDU) requested to withdraw the decision right at the first meeting in the new term and received support for this move from the right-wing Alternative for Germany (AfD) and the Free Democrats (FDP). This proposal in turn sparked extensive debates. Former Christian Democrat Alexander Vogt, who now serves as a

zivilgesellschaftliches Interesse für den Erhalt der Kultureinrichtung. „Dies zeigt nochmal deutlich, dass die Reil78 ein wichtiger Anlaufpunkt für Menschen in der Stadt ist“, liest man dazu auf der Webseite der Betreiber:innen.

Schlussendlich fand der CDU-Beschluss VIII/2024/00185 durch eine Enthaltung aus den eigenen Reihen keine Mehrheit. Stattdessen kam es zu einer Stimmgleichheit von 26 Stimmen für und 26 Stimmen gegen den Verkauf des Grundstücks, wodurch „der Antrag oder die Vorlage [als] abgelehnt“ gilt, wie der Geschäftsordnung des Stadtrates zu entnehmen ist. Im Oktober des letzten Jahres musste die Stadt den Grund und Boden so tatsächlich zum vorher vereinbarten Preis abtreten.

Ein Zeichen dafür, dass der Verlust hallischer Kulturstätten ein Ende hat? Nun, das bleibt abzuwarten. Professor Sackmann jedenfalls findet „das Nachdenken über konfliktarme

Begegnungsstätten im öffentlichen Raum sinnvoll. Die Ideen, die es [zum Beispiel] zu einer etwas komfortableren Nutzung der Ziegelwiese gab, sollte man [...] wieder weiterverfolgen“.

Ein Vorschlag, der auch bei Oberbürgermeister Vogt Anklang finden könnte. Auf eine Anfrage des StuRas antwortete er zumindest, er wolle „als OB [...] die Clubkultur fördern, selbstverwaltete Freiräume [...] unterstützen, sichere Treffpunkte gestalten und Freizeitmöglichkeiten schaffen“ und die Stadt so entwickeln, dass „es wieder mehr Studierende gibt, die auch gerne hier leben“. Konkrete Schritte hierfür nannte er jedoch nicht und auch zu einer entsprechende Presseanfrage der *hastuzeit* wollte sich Vogt ohne Rücksprache mit seiner Pressesprecherin, welche ihren Dienst erst nach Redaktionsschluss dieser Ausgabe antrat, nicht äußern.

non-partisan mayor, criticised his own council group. Moreover, a petition with nearly 18,000 signatures showed a wide civic interest to preserve the cultural institution. “Once again this shows clearly that Reil78 is an important place to go for people in the city”, the operators write on their website.

In the end, the CDU’s motion VIII/2024/00185 failed to gain a majority due to one abstention from its own ranks. Instead, there was a tie of 26 votes for and 26 votes against the property sale, by which “the motion or submission is [deemed] rejected”, as stated in the city council’s rules of procedure. Thus, in October of last year, the city actually had to transfer the property at the previously agreed price.

Could this mark a halt to the loss of cultural sites in Halle? Well, that remains to be

seen. Professor Sackmann, at least, considers it “worthwhile to think about low-conflict meeting sites in public space. Past ideas on [for example] making a somewhat more pleasant use of the Ziegelwiese should be pursued again.”

This suggestion might resonate with mayor Vogt. Answering an inquiry from the student council, he wrote that he wants to “foster club culture, support self-managed free spaces, design safe meeting places, and create leisure opportunities”. He aims to develop the city so that “more students enjoy living here

Konfliktarme Orte gesucht Wanted: Low- conflict sites

Doch neben der Politik kann auch „jeder Einzelne [...] relativ leicht Maßnahmen ergreifen“, um sich aktiv für den Erhalt sozialer Begegnungsräume einzusetzen, betont Sackmann. „Selbst Feiern in den eigenen Räumen organisieren und dabei auch breiter einladen. Oder sich in der Institutsgruppe an der Organisation von Feiern beteiligen“, sind dabei nur einige mögliche Schritte. Darüber hinaus sei es wichtig, gewisse Angewohnheiten und Verhaltensmuster aus Zeiten der Pandemie hinter sich zu lassen. Das sei „bei allem Risiko ein Gewinn für das eigene Wohlbefinden“.

Text: Till Menzel

Fotos: Till Menzel,

Reise Reise (CC BY-SA 4.0) https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Schorre_Halle.jpg

Dagmar Schmidt (CC BY-SA 3.0) https://commons.wikimedia.org/wiki/File:2012_clubsieben.jpg

again, too”. However, he did not specify any steps for this and didn’t want to respond to a press inquiry by *hastuzzeit* without consulting his press officer, who would only start her job after the editorial deadline for this issue.

But beyond politics, “each and everyone can take action rather easily” to participate in preserving social meeting spaces, as Sackmann points out. “Organise parties in your own spaces and broaden your invitations. Or contribute to organising parties within the department group,” these are just some of the possible steps. He adds that it is important to leave certain habits and behaviour patterns from the time of the pandemic behind. According to him, this is “with all the risks considered, a gain for your own well-being.”

Translation: Konrad Dieterich

Das Flower 2.0 ist ausgeblüht.



The Flower 2.0 has withered.

Ein:e Grenzgänger:in

Dies ist die Geschichte einer besonderen Tochter Halles. Sie führt vorbei an harten Schulbänken, staubigen Straßen und prophetischen Ekstasen, an Spinnrädern, Schlachtfeldern und Klöstern – und durch das Bett der ein oder anderen Frau. Es ist eine Biografie, die ihresgleichen sucht.

Schweinemist – das war wohl das erste, was einem Ende des 17. Jahrhunderts in Glaucha in die Nase stieg. Dazu mischten sich die Gerüche weiteres Unrats und der allgegenwärtige Hauch von Alkohol. Der Dreißigjährige Krieg wirkte auch Jahrzehnte später noch nach, besonders im heutigen Mitteldeutschland hatte er stark gewütet. Mehr als die Hälfte der Glauchaer:innen war in dieser Zeit gestorben, und gerade, als sich die Bevölkerungszahl erholt hatte, raffte eine Pestepidemie 1682 noch einmal über die Hälfte von ihnen dahin.

Kaum jemand der Bewohner:innen besaß den Grund, auf dem sie lebten, sodass wenig Möglichkeit zur Landwirtschaft bestand. Die Ortschaft – heute Teil der Südlichen

Innenstadt – genoss jedoch einige Privilegien, die ihr das Madgeburger Erzbistum im Laufe des Spätmittelalters zugesprochen hatte: Neben dem Recht, Tiere zu mästen und deren Fleisch zu verkaufen, waren vor allem die Schnapsbrennerei und der erlaubte Ausschank fremder Biere entscheidend für die Demografie der Gegend. Ende des 17. Jahrhunderts waren hier 37 der 160 Häuser Schankstuben – der Ort war eine einzige Kaschemme. Auch aus dem benachbarten Halle strömten die Menschen zum Saufen in die Glauchaer Schankhäuser, „darinnen täglich die grössesten Bosheiten und Ueppigkeiten ohne Scheu getrieben wurden“, wie es der Chronist Johann Christoph von Dreyhaupt 50 Jahre später noch beschrieb.



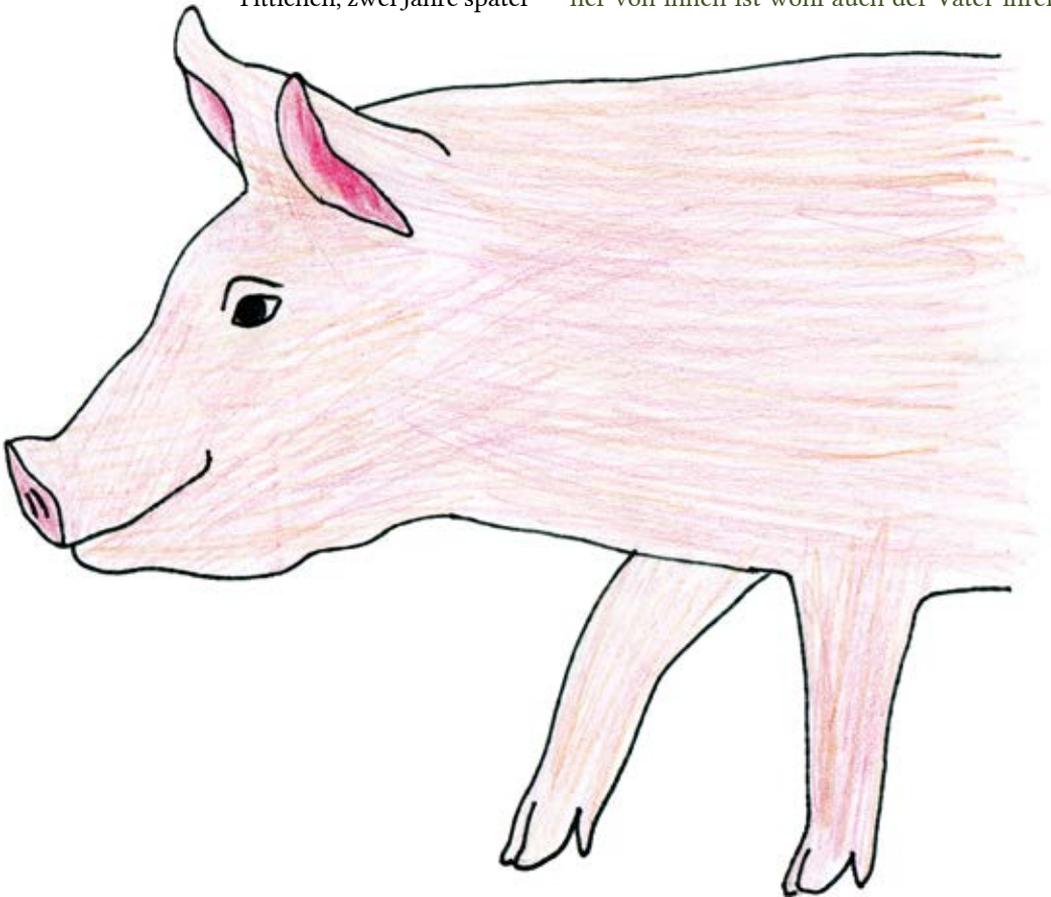
Die Gegend war geprägt von Krankheiten, Kriminalität, hoher Kindersterblichkeit, kaum Bildung, „sittlicher Verwahrlosung“ und vor allem: eklatanter Armut. Selbst der Klerus war korrupt. Im Oktober 1691 wurde der Pfarrer Johannes Richter festgenommen und suspendiert, weil er im Beichtstuhl sexuelle Gefälligkeiten gefordert hatte. Seine Stelle übernahm ein Mann, der nicht nur Glaucha auf lange Zeit prägen sollte: August Hermann Francke.

In Anbetracht des Elends um ihn herum beschloss Francke, etwas zu verändern. Ostern 1695 gründete er eine Armenschule und begann ein halbes Jahr später mit der Versorgung von Waisenkindern. Im Herbst 1696 hatte er 17 Kinder unter seinen Fittichen, zwei Jahre später

waren es bereits über 100. Es war der Beginn einer zu jener Zeit beispiellosen sozialen Initiative – heute bekannt als die Franckeschen Stiftungen. Doch widmen wir uns nun der Lebensgeschichte jenes 17. Kindes, dem der Pfarrer seine Türen im November 1696 öffnete.

Ein erster Versuch

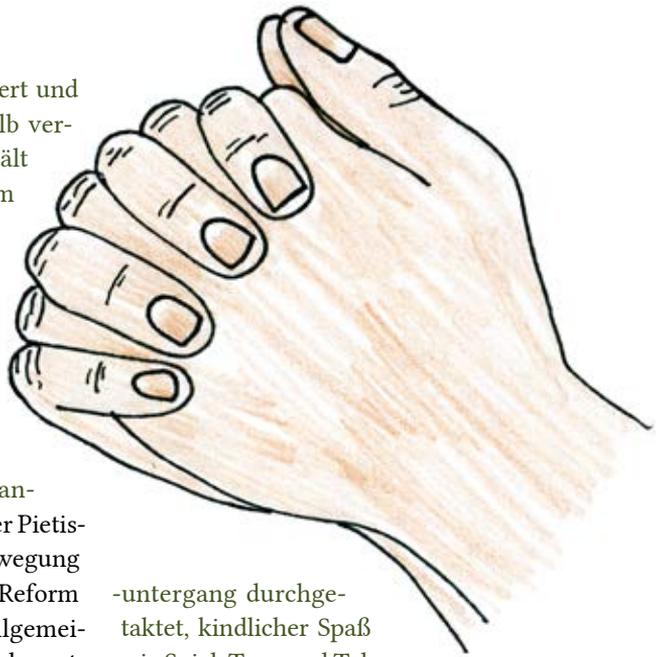
Dass Catharina Margaretha Linck ins Franckesche Waisenhaus und die dazugehörige Schule aufgenommen wird, ist für sie ein nahezu unmögliches Glück. Ihre Mutter Magdalena ist eine verwitwete Marketenderin, die ursprünglich aus Schönebeck stammt und jetzt also mit Militärkolonnen reist und den Soldaten verschiedene Waren feilbietet. Einer von ihnen ist wohl auch der Vater ihrer



Tochter, welche sie im Mai 1687 gebiert und evangelisch taufen lässt. Neuneinhalb vermutlich sehr unstete Jahre später erhält Magdalena Linck eine Anstellung im Waisenhaus Franckes, wo sie bis zu ihrem Tod 1739 verbleiben wird. Die kleine Catharina bekommt einen Schulplatz.

Dass sich Francke in jener Zeit überhaupt um die Bildung eines armen, unehelichen Mädchens bemüht, findet seine Erklärung in Franckes Glauben: Der Mann ist Pietist. Der Pietismus verstand sich als Erneuerungsbewegung im Protestantismus, eine Reform der Reform sozusagen. Er stellte sich dem verallgemeinernden Dogmatismus der Lutherkirche entgegen und stattdessen den individuellen Glauben in den Mittelpunkt. Jeder Mensch sollte in erster Linie an seiner persönlichen Beziehung zu Gott arbeiten, statt wie mechanisch und ohne tieferes Empfinden an religiösen Praktiken teilzunehmen. So wurde auch die Kindertaufe abgelehnt. Der Pietismus sprach dem Individuum auf der geistesgeschichtlichen Ebene eine weit größere Bedeutung zu, als es die Lebensentwürfe des europäischen Mittelalters taten, deren Fokus vor allem auf der Ständezugehörigkeit lag. Genau deren Bedeutung plättete der Pietismus ein und zählte wohl, gemeinsam mit der Aufklärung, zu den wichtigsten geistigen Bewegungen im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts.

Auch Catharina wird nun im Sinne des Pietismus ausgebildet. Sie erlernt das Lesen, Schreiben und Rechnen, der Schwerpunkt liegt jedoch auf einer strengen religiösen Erziehung. Neben dem Auswendiglernen von Psalmen steht Beten auf dem Stundenplan – fünf bis sechs Stunden täglich, sieben Tage die Woche. Catharinas Alltag ist von Sonnenaufgang bis



-untergang durchgetaktet, kindlicher Spaß wie Spiel, Tanz und Toben untersagt. Im Zentrum ihres Lebens soll das eigene Seelenheil stehen. Freude an diesem strikten Turnus hat sie wenig, wie sie später zu Protokoll gibt.

1700 wird Catharina Linck im Alter von 13 Jahren aus dem Waisenhaus entlassen. Wie auch bei seinen anderen Schützlingen bemüht sich Francke bei ihr um eine anschließende Unterbringung. In der Umgebung sind die Jugendlichen aus der Francke-Schule gefragte Angestellte und Arbeiter:innen, verfügen sie doch über einen vergleichsweise hohen Bildungsgrad. Linck kommt zuerst bei einem Wagner unter, wechselt aber kurze Zeit später zu einem hallischen Knopfmacher und Kat-tendrucker – also Textildrucker –, von dem sie sein Handwerk erlernt. Im Herbst 1702 oder Frühjahr 1703 begibt sie sich auf eine Wanderung in das etwa 50 Kilometer entfernte Calbe, um Freund:innen zu besuchen. Dort fasst sie einen Entschluss, der ihr Leben fortan entscheidend formen wird: Sie schlüpft das erste Mal in die Kleidung und Rolle eines Mannes; es ist das erste Mal von vielen. Denn

als sie kurze Zeit später wieder in Halle eintrifft, steht ihre Entscheidung fest – ihre Zukunft ist die eines Mannes.

In Halle ist sie jedoch als Frau bekannt. Wie es der Zufall so will, trifft sie in jener Zeit im kriminellen Milieu des Strohhofes – heute das Gelände um Händel-Halle und MDR – auf Anhänger:innen einer radikalpietistischen Sekte. Diese ziehen als Prophet:innen durch die Lande des Heiligen Römischen Reiches und verbreiten göttliche Visionen, die sie in auto-suggestiv herbeigeführten Ekstasen beschwören. In ihrer Überzeugung, dass im Glauben das individuelle Verhältnis zu Gott im Mittelpunkt stehen solle, lehnen sie jegliche kirchlichen Instanzen ab. Linck schließt sich ihnen kurzerhand an – als Mann – und über Umwege findet die Gruppe ihren Weg nach Nürnberg. Dort, im Wasser der Pegnitz, lässt sich Linck dem pietistischen Glauben entsprechend erneut taufen und nimmt den Namen Anastasius Lagranticus Rosenstengel an. Zu dem Zeitpunkt ist er 17 Jahre alt.

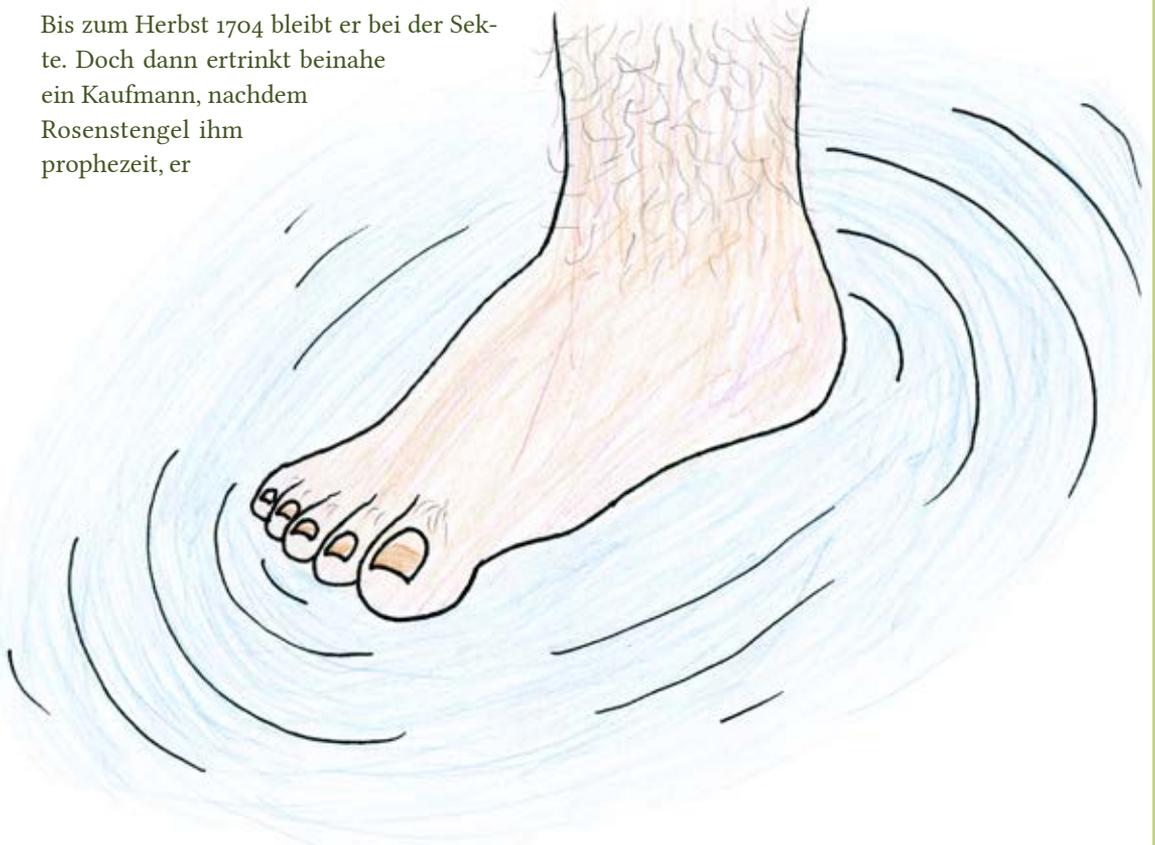
Bis zum Herbst 1704 bleibt er bei der Sekte. Doch dann ertrinkt beinahe ein Kaufmann, nachdem Rosenstengel ihm prophezeit, er

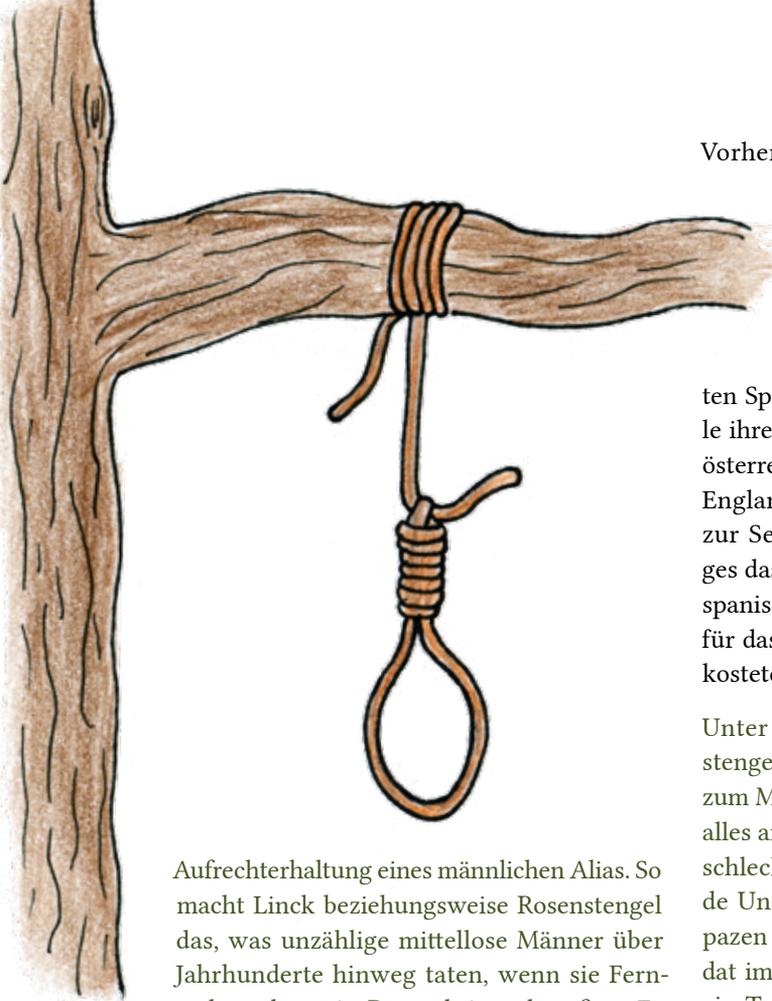
Aus Linck wird Rosenstengel

würde über Wasser laufen können. Das ist nicht seine erste gescheiterte Vision und es bringt seinen Glauben ins Wanken. Er verlässt die Gruppe. Die nächsten Monate verbringt er immer wieder in Angst- und Wahnzuständen, meint, er würde von einem weißen Geist und einem schwarzen Geist – dem Teufel – verfolgt. Im Winter 1704/05 kehrt er nach Halle zurück, schlüpft in einen Rock und wird wieder zu Catharina Linck.

Im Feld

Doch das Leben als Frau schmeckt Linck nicht, und sie hat Gefallen am Reisen gefunden. Zudem leistet das unstete Leben eines Vagabunden eine große Mithilfe bei der





Aufrechterhaltung eines männlichen Alias. So macht Linck beziehungsweise Rosenstengel das, was unzählige mittellose Männer über Jahrhunderte hinweg taten, wenn sie Fernweh und wenig Perspektiven besaßen: Er wird Soldat.

Zu dem Zeitpunkt wütet seit vier Jahren der Spanische Erbfolgekrieg durch Europa und geht gerade in eine sehr kampfreiche Phase über. 1700 war der spanische König Karl II. kinderlos verstorben und damit die spanische Linie der Habsburger erloschen. Für seine Nachfolge standen Philipp von Anjou, Enkel des französischen Sonnenkönigs Louis XIV., und der österreichische Erzherzog Karl, Sohn Kaiser Leopolds I., zur Auswahl. Statt Spanien und seine Nebenlande und Kolonien wie zunächst geplant unter beiden aufzuteilen, setzte Karl II. kurz vor seinem Tod Philipp als Alleinerben ein. Ob dieser Ungerechtigkeit und um einer französischen

Vorherrschaft in Europa entgegen zu wirken, zogen zunächst Österreich und schließlich weitere Mächte wie die Niederlande und England gegen die Bourbonen in den Krieg. Dieser endete 1714 mit dem Rastatter Frieden. Philipp blieb König, jedoch traten Spanien und Frankreich bedeutende Teile ihrer Gebiete ab. Es war der Beginn einer österreichischen Großmacht in Europa, und England etablierte seine Vormachtstellung zur See. Zudem war im Rahmen des Krieges das Königreich Preußen entstanden. Der spanische Erbfolgekrieg gilt als wegweisend für das Mächtegleichgewicht in Europa und kostete etwa 700 000 Menschen das Leben.

Unter dem Namen Beuerlein wird Rosenstengel nun bei den hannoverschen Truppen zum Musketier ausgebildet. Damit hat er ein alles andere als leichtes Leben gewählt: Eine schlechte Versorgung, oft nur unzureichende Unterbringung, große körperliche Strapazen und wiederholte Lebensgefahr – Soldat im 18. Jahrhundert war alles andere als ein Traumjob. „Ein einfacher Soldat wurde für seinen schweren Dienst und die Bereitschaft zu töten und zu sterben lediglich vor dem Verhungern bewahrt. Fast niemand ging freiwillig zum Fußvolk [...] Man musste seine eigenen Lebensumstände als geradezu unerträglich empfinden, um wie Catharina Linck freiwillig Soldat zu werden“, beschreibt es die Literaturwissenschaftlerin Angela Steidele.

Eine der wenigen Freuden des damaligen Soldatenlebens findet sich in der intimen Gesellschaft von Frauen. Rosenstengel besorgt sich vor seinem Eintritt ins Militär ein Horn, mit dem er im Stehen Wasser lassen kann, und baut einen ledernen Dildo samt Hoden, den er sich umschnallt. Damit frönt er fortan seiner sexuellen Vorliebe für Frauen.

Auch Rosenstengels Wunsch nach Reisen erfüllt sich, die nächsten Jahre ist er hauptsächlich im Norden Frankreichs und den Spanischen Niederlanden stationiert. Im Mai 1708 steht dort eine voraussichtlich besonders verlustreiche Schlacht an. Rosenstengel überredet deshalb zwei Kameraden, gemeinsam mit ihm zu desertieren. Doch kurz darauf werden die drei gefasst und, wie in solchen Fällen üblich, zum Tode verurteilt. Sie stehen bereits

Ein letztes Gespräch mit dem Pfarrer

am Galgen und der erste von ihnen ist hingerichtet, als Rosenstengel, als nächster vorgehen, ein letztes Gespräch mit dem Pfarrer ersucht. Das wird ihm gewährt, und in dieser Unterredung offenbart er dem Geistlichen sein wahres Geschlecht. Er stellt es geschickt an, akzeptiert scheinbar sein Schicksal und bittet ihn nur eindringlich um Stillschweigen, damit seine ehrbaren Eltern nichts davon erfahren würden.

Der Pfarrer reagiert so, wie Rosenstengel kalkuliert: Er bricht sein Wort und teilt es dem Kommandanten mit. Im September, nachdem ein Brief Franckes seine Geschichte bestätigt, kommt Rosenstengel frei, mit der Auflage, wieder nach Halle zu gehen. Der preußische General Friedrich Wilhelm von Grumbkow beschreibt den außergewöhnlichen Fall sogar in seinem wöchentlichen Feldlager-Bericht an König Friedrich Wilhelm I.

Rosenstengel indes denkt gar nicht daran, in sein altes Leben zurückzukehren. Auch die

folgenden Jahre schließt er sich unter verschiedenen Namen immer wieder unterschiedlichen Truppen an, gibt sich mal als evangelisch, mal als katholisch aus. Einmal allerdings verbringt er ein paar Monate wieder als Catharina Linck in Halle, nachdem Francke dem Pfarrer von Soest schreibt und dieser die preußischen Truppen ob der Frau in ihren Reihen informiert. Doch alsbald ist Rosenstengel wieder zurück im Feld.

1712 wird er nach einer Prügelei zum Spießrutenlauf verurteilt. Abgesehen von der grausigen Strafe selbst steht er nun vor einem unlösbaren Problem: Diese wird am nackten Oberkörper des Verurteilten durchgeführt. Rosenstengel nimmt das als Anlass, sich nach sieben Jahren endgültig vom harten Soldatenleben zu verabschieden: Er flieht und kehrt als Catharina Linck nach Halle zurück. Sie ist inzwischen 25 Jahre alt.

Ein letzter Versuch

Dort findet sie eine Anstellung als Spinnerin beim Universitätstuchmacher. Schnell offenbart sich ihre Vorerfahrung und Geschick, sodass sie in eine recht angesehene Position aufsteigt. Währenddessen beginnt sie, die Grenzen der gesellschaftlichen Norm auszureizen. Weiter als Catharina Linck lebend tritt sie immer häufiger in Männerkleidung auf. Aufgrund dessen wird sie auch 1716 von Werbemännern aus den Truppen Fürst Leopolds I. festgesetzt. Diese sind seit zwei Jahren in Halle stationiert und besitzen das Recht zur gewaltvollen Werbung, sprich: Sie entführen junge Männer auf der Straße und zwingen diese zum Militärdienst. Linck allerdings hat kein Interesse an einer weiteren Zeitspanne



als Soldat und offenbart den Männern ihr Geschlecht. Diese zeigen sich jedoch wenig einseitig: Sie tritt als Mann auf, also würden sie sie als solchen behandeln. Dabei spielt wohl auch die Prämie, die sie für jeden Rekruten erhalten, eine Rolle.

Erst durch eine Intervention Franckes und weiterer Hallenser:innen wird eine offizielle medizinische Untersuchung im Rathaus angeordnet. Dort stellen sie fest: Catharina Linck ist eine Frau. Damit entkommt sie zwar dem Militärdienst, doch will man sie nun endgültig zwingen, ein Leben als Frau entsprechend der gesellschaftlichen Norm zu führen. Daraufhin sieht sie keine Zukunft mehr für sich in Halle. Im Frühjahr 1717 verlässt sie die Stadt – ein letztes Mal – und lässt Catharina Linck für immer hinter sich. Zumindest hofft sie das wohl.

Trautes Glück

Anastasius Rosenstengel lässt sich in Halberstadt nieder und findet dort eine Anstellung als Färber bei einem hugenottischen Strumpfmacher. Kurz nach seiner Ankunft lernt er die zehn Jahre jüngere Catharina Margaretha Mühlhahn kennen und verliebt sich. Diese scheint dem Werber nicht abgeneigt, allerdings ist Mühlhahns Mutter, Catharina Margaretha Eichsfelder, kritisch. Der Schwiegersohn in spe hat zwar ein Auskommen, doch etwas an ihm kommt ihr spanisch vor. Auch gibt es Gerüchte, er habe bereits eine

Frau und diese samt zweier Kinder in Halle



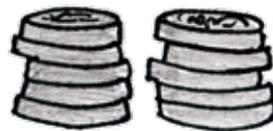
zurückgelassen. Zwei Zeugen und ein Brief seiner Mutter – in der Magdalena Linck ihr Kind offenbar deckt – klären dieses falsche Gerücht jedoch auf, und im September feiert das Paar seine Hochzeit.

Schnell beginnt es allerdings zu kriseln, denn Rosenstengel verliert seine Anstellung und startet damit, die Aussteuer seiner Frau zu verkaufen. Hier drängt die Schwiegermutter zum ersten Mal auf Scheidung. Im folgenden Frühjahr verlässt das Paar die Stadt, um auswärts zu betteln. Offensichtlich handelt

Nach der vierten Taufe eskaliert die Situation

es sich dabei um kein gutes Leben, und so schickt Rosenstengel Mühlhahn im Sommer zurück zu ihrer Mutter nach Halberstadt, gemeinsam mit dem Versprechen, sie zu holen, wenn er eine Anstellung gefunden habe. In Hildesheim trifft er einen katholischen Pfarrer, der ihm Unterstützung anbietet, und da kommt Rosenstengel eine Idee: Er wird sich die andauernden Konflikte zwischen den christlichen Konfessionen und Strömungen im damaligen Europa zunutze machen!

Er kehrt zurück nach Halberstadt, um seine Frau zu holen. Ehe deren Mutter sie allerdings gehen lässt, verlangt sie einen Beweis für Rosenstengels Männlichkeit. Vor den Augen Eichsfelders und deren Nachbarin pinkelt er daraufhin mit Hilfe seines Horns im Stehen.

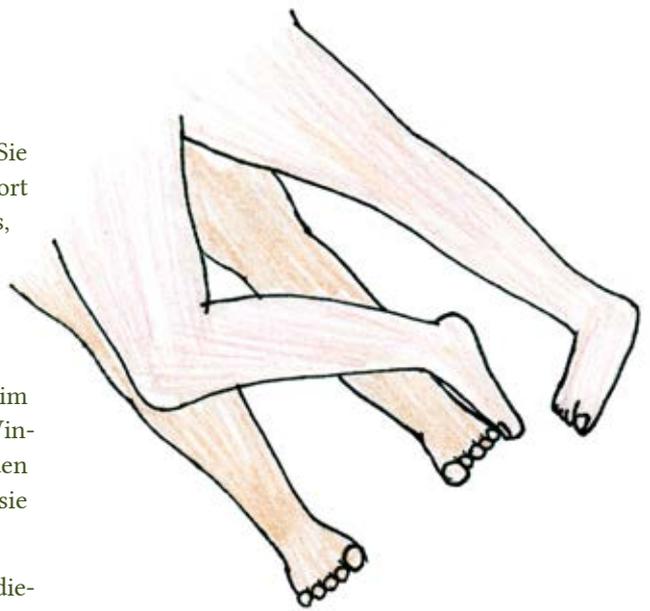


Erst dann dürfen die Eheleute aufbrechen. Sie gehen in ein Jesuitenkolleg bei Münster. Dort gibt sich Rosenstengel als armer Täufer aus, der sich nun der katholischen Kirche anschließen will. Der Plan geht auf: Die beiden kommen im Kolleg unter, Rosenstengel wird Torhüter, Mühlhahn hilft in der Hauswirtschaft und die beiden werden im katholischen Glauben unterwiesen. Im Winter 1719/20 erhalten sie die Taufe und werden noch einmal getraut. Das Kolleg müssen sie nun allerdings wieder verlassen.

Während Mühlhahn wenig glücklich über dieses unstete Leben und die neue Taufe ist, setzt Rosenstengel jetzt darauf, den Plan wiederholen zu können. Erneut schickt er seine Frau zu deren Mutter und macht sich nun zum protestantischen Kloster von Helmstedt auf. Dort erhält er nach ein paar Monaten Unterweisung im Mai 1720 seine inzwischen vierte Taufe und von seinen Paten sogar 25 Reichstaler, von denen er die Hälfte direkt ausgezahlt bekommt. In der Hoffnung, seine Frau möge den gleichen Betrag erhalten, schickt er sich an, diese zu holen. Doch in Halberstadt angekommen, eskaliert die Situation. Seine Frau sei zu krank, um mit ihm zu gehen, Eichsfelder lässt ihn nicht einmal zu ihr vor. Bei einem weiteren Besuch und erneuten Streit dann bindet seine Schwiegermutter ihn mit der Hilfe von Bekannten an einem Stuhl fest und schlitzt ihm die Hose auf. Dort finden sie das Horn, den Lederdildo und die Wahrheit über Anastasius Rosenstengels Geschlecht. Eichsfelder trägt den Dildo zum Gericht und erstattet gegen ihren Schwiegersohn Anzeige.

Schande und Ehre

Was sie nicht bedenkt: Damit schwärzt sie auch ihre Tochter an. Das Ehepaar wird festgenommen und getrennt voneinander unter



furchtbaren Bedingungen in den Kerker unter dem Halberstädter Richthaus gesperrt. Im Rahmen eines Inquisitionsprozesses werden beide der Sodomie angeklagt. Während Sodomie im heutigen Verständnis nur sexuelle Handlungen mit Tieren beschreibt, umfasste der Begriff damals alles, was nicht zur Zeugung eines „guten Christen“ beitrug. Das beinhaltete unter anderem gleichgeschlechtliche Handlungen, Anal- und Oralsex und Verkehr mit Nicht-Christ:innen.

Inquisitionsprozesse sind vor allem durch die Welle an Hexenverfolgungen im 17. Jahrhundert bekannt. Ziel war das Geständnis der Angeklagten, das, wenn es nicht freiwillig erfolgte, mithilfe eines dreistufigen Foltersystems zu entlocken versucht wurde. Folter wurde nicht als Strafe betrachtet, sondern lediglich als Verhörmethode. Den Prozess führte ein Beamter – übernahm hiermit lediglich den Ermittlungsteil – und schickte anschließend die Prozessakten an ein juristisches Spruchkollegium, das meist in einer anderen Stadt aus den Mitgliedern einer juristischen Fakultät zusammentrat. Diese verfassten ein Urteil, doch das letzte Wort lag beim Landesfürsten.



In Preußen unter dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. war die Regierung der prozessführenden Stadt verpflichtet, das Urteil des Spruchkollegiums nach Erhalt gemeinsam mit einer eigenen Empfehlung nach Berlin zu schicken, wo dieses erst von einem Kriminalkollegium geprüft und dann an den sogenannten Geheimen Rat weitergeleitet wurde. Dieser legte die Akten gemeinsam mit einer Empfehlung dem König vor. Der Prozess und das Urteil über die Rosenstengels gingen also durch sechs Instanzen bis zur Vollstreckung. Die Untersuchungsakte des Kriminalkollegiums ist erhalten und gilt heute als wichtigste Quelle zu Lincks Leben.

Im Prozess legt Linck, die zuvor wieder in Frauenkleider gesteckt wird, ihre Lebensgeschichte dar. Ihre Frau indes versucht den Beamten zu überzeugen, ihr sei die wahre Identität ihres Mannes entgangen. Sie begründet das vor allem durch die Behauptung, dass sie ja nicht gewusst habe, wie ein nackter Mann aussieht. Spaß am Verkehr habe sie nie gehabt. Die Untersuchung geht mit physischen

und vor allem psychischen Demütigungen einher. Beide werden aufgefordert, ihre sexuellen Handlungen detailliert zu beschreiben. Linck wird erneut medizinisch untersucht, um ihr Geschlecht zu verifizieren. Während sie sehr offen erzählt, ist Mühlhahn wenig geständig und verstrickt sich in Widersprüche, wodurch sich der Prozess über mehrere Monate erstreckt.

Im Dezember 1720, nach über einem halben Jahr, werden die Akten an die juristische Fakultät der Universität Duisburg geschickt. Die Antwort folgt im April. Das Urteil: Linck soll per Strang hingerichtet und anschließend verbrannt werden – die heidnische Beseitigung ihres Leichnams trifft sie womöglich besonders – und für Mühlhahn soll der Prozess erneut aufgenommen und unter Folter bis Stufe zwei eine verwertbare Aussage erlangt

Strang oder Schwert?

werden. Die Halberstädter Regierung jedoch urteilt etwas milder und schlägt für Linck eine Exekution per Schwert vor – zu jener Zeit die einzig ehrbare Form der Hinrichtung – und für Mühlhahn eine Aussetzung der Folter. Hier findet sich ein früher Anklang der Aufklärung. 19 Jahre später, 1740, wurde die Folter in Preußen offiziell verboten.

Das Urteil des Berliner Kriminalkollegiums schließt sich dem an und schlägt für Mühlhahn eine dreijährige Haftstrafe im Zuchthaus und anschließende Verweisung aller preußischen Lande vor. Jedoch liegt diesem Bericht ein Sondervotum bei: Fast die Hälfte des Kollegiums fordert für Linck lediglich eine Prügelstrafe und anschließend

lebenslange Haft. Sie stellen infrage, ob ein sexueller Akt zwischen zwei Frauen grundsätzlich als sodomitisch gewertet werden kann. Auch der Geheime Rat ist gewillt, sich diesem Standpunkt anzuschließen, streicht sogar den Landesverweis für Mühlhahn. Doch einer zögert: der König. Friedrich Wilhelm I. – der ja bereits 13 Jahre zuvor durch seinen General über Rosenstengels Existenz unterrichtet wird – verschließt sich nicht seiner Zeit. Aber er ist auch ein rabiater Herrscher, der Urteile häufig strenger fällt als vorgeschlagen. Und so tut er es auch dieses Mal. Im Oktober, eineinhalb Jahre nach Prozessbeginn, unterzeichnet er folgendes: drei Jahre Zuchthaus für Mühlhahn, Exekution per Schwert und anschließend ein unchristliches Begräbnis für Linck.

Am 8. November 1721 wird Catharina Linck – und mit ihr Anastasius Rosenstengel – auf dem Halberstädter Fischmarkt hingerichtet. Sie ist die letzte Frau in Europa, die wegen Unzucht mit einer anderen Frau zum Tode verurteilt wird.

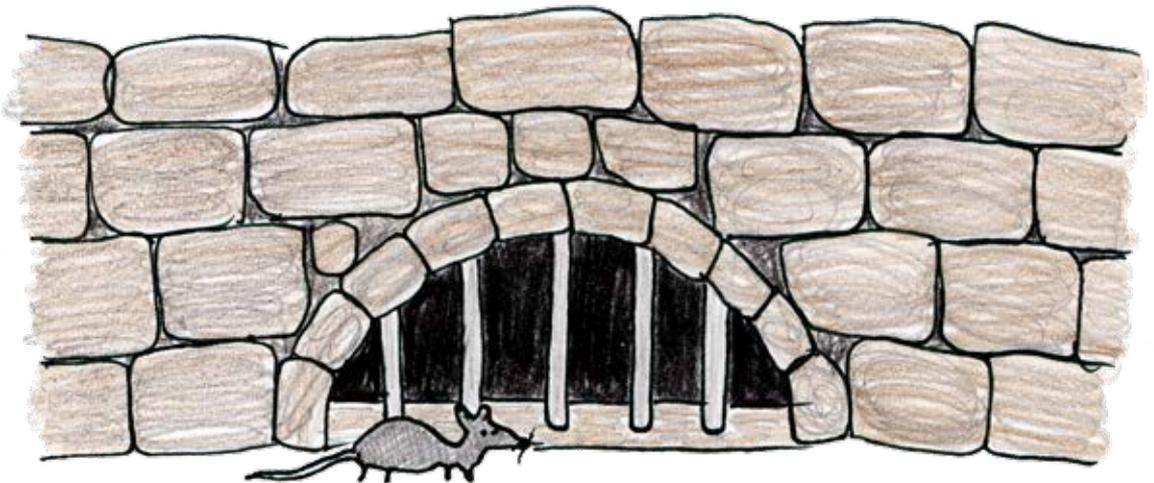
Was bleibt

Dem einen oder der anderen mag beim Lesen die Frage gekommen sein: Wäre es nicht richtig, Linck als trans* zu bezeichnen? Hierbei

muss jedoch bedacht werden, welche Rolle Geschlecht zu Lincks Lebzeiten spielte. Um 1700 galten Männer und Frauen als Variationen von einander. So sprach man beispielsweise bei beiden sichtbaren Geschlechtsorganen vom „Geburtsglied“, beim Mann eben nach außen gekehrt und bei der Frau nach innen. Damit waren Frauen nicht automatisch als defizitär zu betrachten. Auch in den Gerichtsakten zum Ehepaar Rosenstengel wird jener Begriff anstatt etwa Vulva oder Vagina verwendet.

War Linck trans*?

Viele Vorstellungen von Geschlecht und Gender, die unser Weltbild heute prägen, kristallisierten sich tatsächlich im Laufe des 18. Jahrhunderts, geknüpft an Säkularisierung und wachsendes Interesse an naturwissenschaftlicher Forschung und Denken, heraus. Dort begann die Wahrnehmung als Gegensätze – der aktive, erschaffende, intellektuelle Mann und die passive, empfangende, materielle Frau. Hier wurde auch das weibliche Idealbild der Hausfrau geprägt. Das heißt nicht, dass haushälterische Tätigkeiten zuvor gerecht



aufgeteilt waren – das nun wahrlich nicht –, aber es erfolgte eine zunehmende Verdrängung der Frau aus der Berufswelt. Bis dahin war es durchaus üblich, dass Frauen beispielsweise in den Werkstätten ihrer Männer tätig waren oder auch eigene Betriebe führten.

Zudem begann in jener Zeit gemeinsam mit den Gegensätzen noch einmal das festere Verknüpfen des Genders mit dem Körper selbst, wie etwa Hormonen, statt mit dem Auftreten. Zu Lincks Lebzeiten herrschten strenge Kleiderordnungen, nicht nur für die Geschlechter, sondern auch beispielsweise für Handwerksberufe oder jüdische Menschen. Diese übernahmen quasi das Labeln der Person. Den Frauen, die damals das Leben von Männern wählten, kam das zugute, gemeinsam mit der aktuellen Mode, die für Männer lange Haare, weite Jacken und große Hüte vorsah. Waren sie noch groß gewachsen und meisterten dazu die gröberen Umgangsformen und den Habitus, der Männern normativ zugeschrieben wurde, war das eine Maskierung, die über das glatte Kinn und die hohe Stimme hinwegzutäuschen vermochte.

Geschlechterbilder aus dem 18. Jahrhundert

Auch an der Wahrnehmung der Sexualität lässt sich das sich wandelnde Geschlechterbild erkennen. Von der passiven Frau ausgehend wurden Sex und Lust an den Samenerguss des aktiven Mannes geknüpft. Damit sprach man Frauen schlicht jedwede Sexualität ab, und schwängern ließen sie sich schließlich auch unabhängig ihrer eigenen Interessen. Diese Differenzierung wirkte sich unter anderem grundsätzlich auf die Wahrnehmung

gleichgeschlechtlicher Beziehungen aus. Während sexuelle Handlungen unter Frauen zwar auch weiterhin gesellschaftlicher Ächtung unterlagen, waren sie oft doch recht früh, zumindest rechtlich betrachtet, nicht mehr illegal. Im Preußischen Gesetzbuch beispielsweise entfiel der Paragraph zur weiblich-weiblichen Sodomie im Jahr 1851. Gesetze, die sexuelle Handlungen zwischen Männern kriminalisierten, gab es hingegen in der DDR bis 1988 und in der Bundesrepublik bis 1994. Doch dieses differenzierte Denken bezüglich queerer Sexualität begann erst zu Lincks Lebzeiten. Die regen Diskussionen um ihr Urteil sind ein unmittelbarer Beweis dafür, gemeinsam mit der Tatsache, dass sie die letzte Frau in Europa war, die allein aufgrund gleichgeschlechtlicher Handlungen zum Tode verurteilt wurde.

Aber war sie eine Frau? Die Forderung, Linck das Label einer männlichen Trans*identität zuzusprechen, ignoriert die Unterschiede zwischen den Geschlechterbildern von damals und heute. Die Existenz von trans* als Identität, wie es aktuell verstanden wird, setzt nicht nur ein binäres, sondern auch ein konträres Genderkonzept voraus. Für die Zeit Lincks ergibt das Label schlicht keinen Sinn. Sie und ihre Umwelt hatten ein grundlegend anderes Verständnis von dem Prinzip Geschlecht. Um noch einmal Angela Steidele zu zitieren: „Weil aber die Geschlechterrollen noch nicht aus der *Natur*, den Körpern, abgeleitet und damit noch nicht als ewig und unveränderbar interpretiert wurden, musste sich Catharina Linck *nicht* fragen, ob sie denn etwa keine Frau war, weil sie nach Lebensweisen verlangte, die Frauen später *per definitionem* gar nicht wollen konnten.“

Von Lincks eigenen Angaben ausgehend lässt sich sagen, dass ihre Unzufriedenheit mit dem Leben als Frau nicht an eine Identitäts- oder Sinnkrise geknüpft war. Auch hatte sie

durchaus Freude an und mit ihrem weiblichen Körper, wie an ihren expliziten Beschreibungen zum sexuellen Verkehr mit ihrer Frau abzulesen ist. Linck gab nie an, ein Mann zu sein. Sie hatte sich aber für das Leben eines Mannes entschieden. Die begrenzten Möglichkeiten, die ihr als einfacher Frau offenstanden – im Wesentlichen ein Dasein als Magd oder die Heirat mit einem Mann – erschienen ihr womöglich, insbesondere auch in Anbetracht ihrer Sexualität, schlicht nicht ansprechend. So machte sie sich ihre Zeit und die damaligen Geschlechterbilder zunutze, um sich neue Möglichkeiten zu suchen; ähnlich wie sie es dann mit den christlichen Strömungen tat. Dabei ein Urteil über ihre Genderidentität zu fällen, steht uns drei Jahrhunderte später schlicht nicht zu.

Möglichkeiten gesucht

Catharina Linck beziehungsweise Anastasius Rosenstengel war ein:e Grenzgänger:in, in vielerlei Hinsicht. Gemeinsam wanderten sie auf dem Grat der Geschlechter. Sie waren zerrissen zwischen dem weißen und dem schwarzen Geist, sahen den Frieden und den Krieg. Sie erlebten geistesgeschichtliche Umbrüche, bei denen die geschlechtliche Variation durch den Kontrast abgelöst wurde und die individuelle Identität über die Standeszugehörigkeit triumphierte. Sie erhielten eine ehrbare Hinrichtung, aber ein schändliches Begräbnis.

Wie versprochen: Es ist eine Biografie, die ihresgleichen sucht. Forciert hatte Linck das wohl nie. Wahrscheinlich wollte sie einfach nur ein freies und selbstbestimmtes Leben.

Text, Illustrationen und Foto: Ronja Hähnlein



Heute wird ihrer unter anderem durch die „Wonderful Women Wall“ am Hauptbahnhof gedacht.

Auflösung

Wörterrätsel von Seite 22



Filmtipps: Auf Zeitreise

In eine Geschichte einzutauchen ist ja stets irgendwie eine Reise durch Zeit und Raum. Doch bleibt es nicht immer nur bei einer Metapher – manchmal nutzen die Erzähler:innen das Thema Zeit ganz bewusst als kreatives Mittel, um ihren Figuren und/oder ihrem Publikum eine ganz neue Erfahrung zu bescheren. So geschehen auch bei folgenden Geschichten:



The Beast (2023)

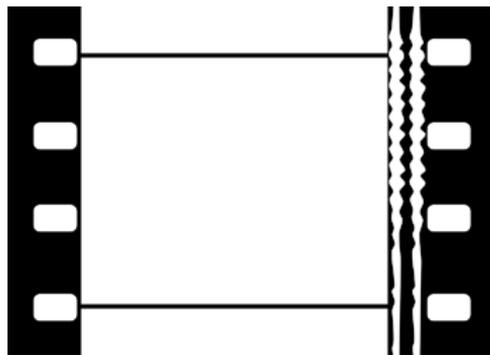
von Bertrand Bonello

FR, CAN / 146 min / FSK 12

Es ist das Jahr 2044. AI nimmt einen bedeutenden Teil des Lebens ein und hat die größten Katastrophen abgewendet. Doch ein Problem sieht sie nach wie vor: Die Emotionen der Menschen. Darum wird diesen empfohlen, Gefühle durch eine genetische Umkodierung zu eliminieren. Auch Gabrielle entscheidet sich für diesen Schritt. Während der „Reinigung“ streift sie durch die Erinnerungen früherer Leben. Paris 1910, LA 2014 – immer wieder trifft sie dabei auf dem gleichen Menschen: Louis. Jenen Mann, der ihr auch im Warteraum vor der „Reinigung“ begegnete. Und während die beiden eigentlich dort sind, um sich ihre Gefühle austreiben zu lassen, merken sie, welche starke

Emotionen sie in der Vergangenheit miteinander verbanden.

Was in einer Mainstreamproduktion zu einer großen Romanze hochstilisiert worden wäre, wird in diesem Indiefilm zu einer weit aus vielschichtigeren Geschichte. Gabrielle und Louis hatten unterschiedliche Leben und Begegnungen und nun haben sie auch unterschiedliche Haltungen zu der Frage, inwiefern das Eliminieren dieser Erinnerungen und damit verbundenen Emotionen richtig sei. Was bleibt vom Menschen ohne sie? „The Beast“ zeigt wieder einmal, welche klugen und originellen Stories durch Science Fiction erzählt werden können, wenn das Genre nicht nur den Major Studios überlassen wird.





Palm Springs (2020)

von Max Barbakow

US / 90 min / FSK 16

„Täglich grüßt das Murmeltier“ ist wohl das bekannteste Beispiel für ein Time Loop Movie, doch bei weitem nicht der einzige Vertreter. Das Genre ist recht anfällig für Eintönigkeit, ist durch die Zeitschleife ja nicht nur die Welt der Figuren begrenzt, sondern auch der Erzählraum für die Macher:innen. Diese sind gezwungen, neu zu denken, um frische Geschichten erzählen zu können, und ich will behaupten, Max Barbakow ist das mit „Palm Springs“ ausgezeichnet gelungen.

Nyles hängt auf einer Hochzeit ab, und das schon seit geraumer Zeit. Tagein, tagaus das Gleiche. Inzwischen kennt er jedes Detail der Zeitschleife, aber hat sich ziemlich gut mit seinem Schicksal arrangiert. Mittlerweile genießt er regelrecht das Fehlen jeder Konsequenz seines Handelns. Doch wird seine Welt ordentlich durchgeschüttelt an dem Tag, an dem die Schwester der Braut, Sarah, ebenfalls zufällig in die Zeitschleife gerät. Sie macht daraufhin so ziemlich jede Phase durch, die man in einer solchen Situation wohl durchmacht – Leugnung, Neugier, Spaß und schließlich die große Suche nach dem Ausweg. Für Nyles wiederum bedeutet Sarahs „Auftauchen“ Veränderung; etwas, das er gar nicht mehr zu kennen scheint. Unter der Sonne der kalifornischen Wüste entwickelt sich aus dieser Dynamik eine erfrischende, aber ernstzunehmende Komödie – perfekt für einen entspannten Abend.



Mein Ende. Dein Anfang. (2019)

von Mariko Minoguchi

DE / 111 min / FSK 12

„Relativität besagt, dass Zukunft und Vergangenheit die gleiche Gültigkeit für die Gegenwart haben.“, erzählt Physikdoktorant Aron in der erste Szene des Films. „Das führt doch zu der berechtigten Frage, warum wir Menschen uns an unsere Vergangenheit erinnern, aber nicht an die Zukunft.“ Und fast scheint es so zu sein, als er und Nora sich das erste Mal begegnen – ein Erkennen ohne sich zu kennen, ein Erinnern an die gemeinsame Zukunft. Doch dann wird auch Natan in ihr Leben treten und seine Zeit ebenso untrennbar an die ihre geknüpft.

Was hier etwas philosophisch klingen mag, entfaltet sich auf der Leinwand zu einem berührenden und sehr nahbaren Drama. Mariko Minoguchi schafft mit ihrem Debüt als Regisseurin und Drehbuchautorin eine Geschichte voller Liebe, Schmerz und Angst. Sanft und voller Detailverliebtheit verwebt sie die Lebenslinien und Handlungsstränge der drei Hauptfiguren, während sich dem Publikum dabei nach und nach das gesamte Muster ihres Teppichs offenbart. Am Ende ist darauf einer der besten deutschen Filme der letzten Dekade zu erkennen.

Text: Ronja Hähnlein

Illustrationen: Marlene Nötzold,

Christophe Dang Ngoc Chan (CC BY-SA 3.0)

<https://commons.wikimedia.org/wiki/>

File:35mm_format_235_scope.svg



hastuUni

„Mein Lieblingsort in Dnipro ist Dnipro“

Es ist immer noch Krieg in Europa, und Ukrainer:innen haben sich daran, so gut es geht, angepasst. Aber wie ist das eigentlich mit dem Studium im Schatten des Krieges? – Eine Ukrainerin im Interview.

Drei Jahre. Oder um präzise zu sein, elf. Der Krieg in Europa, in der Ukraine, dauert an. Ein Land und ein Volk, das um sein Überleben kämpft und dabei Souveränität, Demokratie und Freiheit verteidigt. Trotz turbulenter Zeiten mit einer russlandfreundlichen Regierung in den USA geht der Alltag von Ukrainer:innen weiter. Jedoch ist es ein etwas anderer Alltag als der, den wir hier gewohnt

sind. Schließlich leben wir in Frieden, in einem der sichersten Länder der Welt und können es uns nicht wirklich vor Augen führen, was es heißt, in Zeiten eines Krieges zu leben und auch zu studieren.

Tanya ist an der Oles-Honchar-Nationaluniversität eingeschrieben und studiert dort Physio- und Ergotherapie. Sie lebt und lernt in

“My favourite place in Dnipro is Dnipro”

There is still war in Europe and Ukrainians have adapted the best they can. But what about studying under the shadow of war?—An interview with a Ukrainian student.

Three years. Or, to be more precise, eleven. The war in Europe, in Ukraine, continues. A country and a people fighting for their survival, defending their sovereignty, democracy and freedom. Despite the increasingly turbulent times with the Russian-friendly administration in the USA, daily life for Ukrainians

goes on. Of course, it is in some way different from what we are used to. Living in peace and one of the safest countries of the world, we cannot imagine what it is like to live and study during times of war.

Tanya is a student at Oles Honchar National University studying physio- and ergotherapy.

Dnipro – einer der größten Städte der Ukraine, gelegen im zentral-östlichen Teil des Landes, am Ufer des Flusses, mit dem sich die Stadt einen Namen teilt.

Wie ist Dnipro so?

Dnipro ist eine Stadt der Gegensätze, wo moderne Gebäude zwischen alte Architektur passen. Eine Stadt, in der es wunderschöne Parks gibt und den längsten Damm Europas. Wo neue Wohnblöcke mit alten sowjetischen Häusern koexistieren. Es gibt malerische, touristische Ziele, wo die Augen jubeln und die Seele ruht, aber auch unansehnlicher Stadtteile, die von postsowjetischer Kultur durchdrungen sind. Doch im Großen und Ganzen ist Dnipro ein schöner Ort. Ich würde nicht sagen, dass es zu den Top-Sehenswürdigsten im Leben zählt, aber Dnipro hat schon etwas Besonderes an sich.

She lives and learns in Dnipro—one of the largest cities of Ukraine, located in the centre-east part of the country on the banks of the river, with which the city shares its name.

What is Dnipro like?

Dnipro is a city of contrast where modern buildings fit into old architecture. Where there are beautiful parks and the longest embankment in Europe. Where new residential buildings coexist with old Soviet houses. There are tourist places, picturesque, where the eyes rejoice and the soul rests. But there are also unattractive areas, saturated with post-Soviet culture. But, for the most part, Dnipro is a beautiful place. I would not say that it is among the top places to visit in life, but there is something special about it.

Gibt es etwas, das Du besonders an deiner Heimatstadt magst?

Was ich mag? Ich mag den Dnipro, den Fluss. Meine ganze Kindheit habe ich in der Nähe von ihm verbracht. Ich bin mit meinem Vater im Winter über den zugefrorenen Fluss gegangen und zu jeder Zeit des Jahres mit dem Hund entlang des Damms gewandert. Wenn ich das sagen darf, mein Lieblingsort in Dnipro ist Dnipro.

Wie sieht Deine tägliche Routine als Studentin aus?

Meine Routine ist nicht so wie das, was du gewohnt bist. Für gewöhnlich stehe ich zehn Minuten vor meiner ersten Veranstaltung auf, trinke etwas Wasser und schalte mich zur Online-Veranstaltung. Davon kann es bis zu fünf am Tag geben und ausnahmslos alle sind online. [...] Zwischen den Lehreinheiten habe ich dann Frühstück beziehungsweise Mittag.

Is there anything you particularly like about your hometown?

What do I like? I like the Dnipro, the river. My entire childhood was spent near this place. We walked with my father on the ice of this river in winter, with the dog along the embankment at any time of the year. If I may say so, my favourite place in Dnipro is Dnipro.

What is your daily routine as a student like?

My student routine is not at all the one you are used to. I usually wake up ten minutes before class, drink water and go to an online lecture or practice. There can be from one to five such classes a day and all are online. [...] Between classes I usually have breakfast

Manchmal mache ich meine Aufgaben direkt während einer Veranstaltung, ansonsten danach.

Was ist der Effekt des Krieges auf dein Uni-Leben?

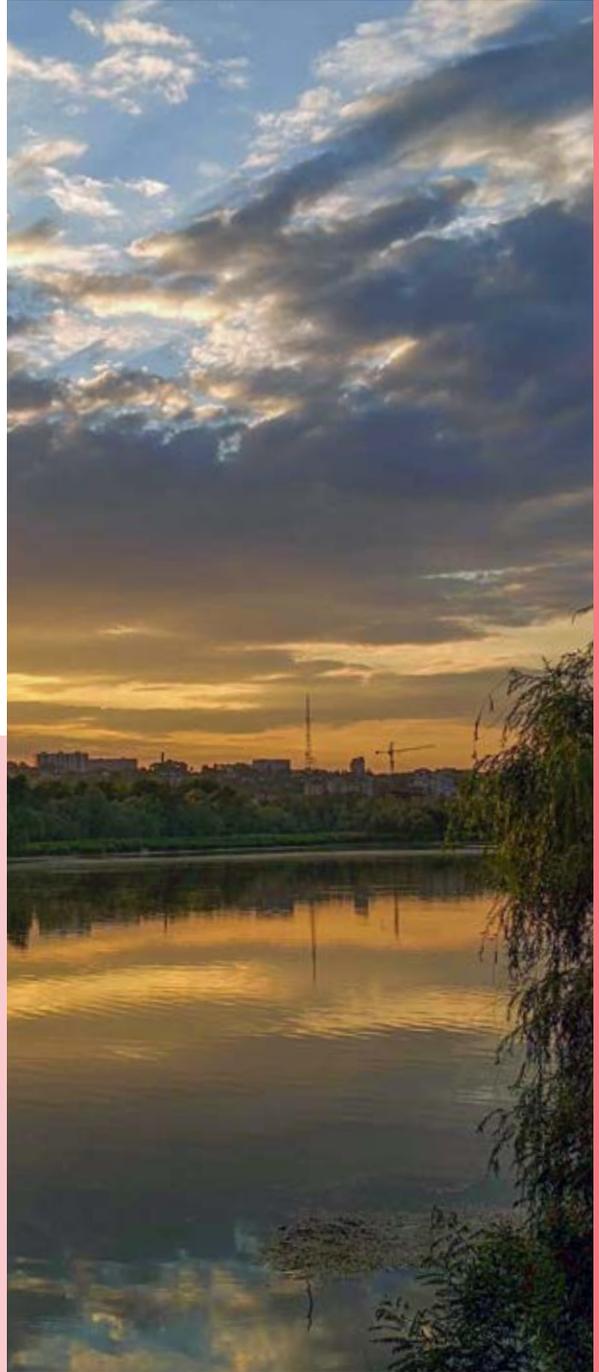
Oh, jetzt wird es traurig ... meine Universität arbeitet ausschließlich online, weil es keinen Luftschutzbunker gibt. Und das ist weder wirklich gut noch wirklich schlecht. Ich kann es nicht damit vergleichen, wie es vor dem Krieg war, weil ich mich erst nach dem Ausbruch immatrikuliert habe. Aber all die drei Jahre habe ich online gelernt, und es gab praktisch keine Offline-Veranstaltungen. [...] Es gibt auch ein Problem mit Dozierenden, aber das trifft nicht auf jede:n zu. Es gibt einfach nicht genug, was die Universität einem bietet, und ich finde, dass mehr Wissen nötig ist, um in meinem Feld später einmal zu arbeiten. Es ist traurig, das zu sagen, aber komplett online zu studieren ist

and lunch. Sometimes I do assignments right away during classes or after them.

What is the war's effect on your uni life?

Oh, and here comes the sadness ... my university works completely online because there is no bomb shelter. And this, I will say, is so-so. I cannot compare what is now with what it was before the war, because I entered when the war began. But all three years I have been studying online and there were practically no offline classes. [...] There is also a problem with teachers, but this is not the case with everyone. There is not enough of what the university provides and I feel that more knowledge is needed in order to work in this field later. It is sad to say, but studying completely online is terrible, truly terrible. It is hard to describe.

Blick auf den Dnipro



View on the Dnipro

schrecklich – wirklich schrecklich. Es ist schwer zu beschreiben.

Was ist das Problem mit den Dozierenden?

Einige machen ihre Arbeit nicht. Sie gehen mit ihrer Arbeit so leichtfertig um wie manche Studierende mit ihrem Studium. Zum einen ist es schwer, online zu unterrichten, was Studis mit ihren eigenen Augen sehen müssten. Zum anderen muss die Universität Maßnahmen ergreifen, um die Situation zu verändern.

Was für Zeichen der Veränderung hast du in Dnipro nach Beginn des Krieges und während der letzten drei Jahre bemerkt?

In Dnipro sind genug Gebäude durch Raketen zerstört worden, dass jede:r es mindestens einmal gesehen haben muss. Zunächst waren die Veränderungen etwas signifikanter: Angst, Ignoranz, Panik. Aber jetzt sind sie praktisch verschwunden, die Menschen

haben sich daran gewöhnt. Jeden Tag erklingt mehrmals eine Luftangriffssirene – ein Vorbote der Gefahr. Aber die Einwohner reagieren darauf für gewöhnlich nicht. Was sich seit Beginn des Krieges geändert hat, ist, dass wir jetzt [...] [Telegram-Gruppen und Apps] haben, die es einem erlauben, zu verfolgen, welche Areale gerade von Luftschlägen bedroht sind und durch welche Art von Waffe.

Wie hat der Krieg dich beeinflusst?

Ich hatte noch keinen Abschluss und musste die Schule irgendwie fertig machen. Die Prüfung, die ich eigentlich nach der Schule schreiben sollte, wurde verändert, weshalb ich neu anfangen musste mit Lernen [...], was dazu geführt hat, dass meine Ergebnisse schlechter waren als erwartet. Tatsächlich beeinflusst [der Krieg] mich zurzeit nicht wirklich. Manche Geschäfte und Einrichtungen sind bei Luftalarm geschlossen, aber das ist nur eine kleine Unannehmlichkeit. Oft musst du deinen

What is the issue regarding the teachers?

Some teachers are not doing their job. They treat their work as frivolously as some students treat their studies. On the one hand, it is difficult to teach online what you need to see with your own eyes. On the other hand, university needs to take measures to change the situation.

What signs of change did you notice in Dnipro after the beginning of the war and during the past three years?

There are enough buildings destroyed by missiles in Dnipro for every city resident to have seen it at least once in their life. At first, the changes were more significant: fear, ignorance, panic. But now they have practically disappeared. People have gotten used to

it. Every day an air raid siren sounds several times—a harbinger of danger. But people usually do not react to it at all. What has changed since the beginning of the war is that we have [Telegram groups and apps] that allow us to track which area of the region is currently dangerous and what kind of weapons are attacking.

How did the war affect you?

I did not have a graduation, I had to finish school somehow. The exam that was supposed to be after school was changed and I had to relearn [...], because of which my results were lower than expected. In fact, at the moment there is practically no effect. Some stores and establishments do not work when the alarms sound, but this is minimal

Tag dem Krieg anpassen, aber jede:r hat sich längst daran gewöhnt. Ich habe keine Angst, ich will einfach, dass alles endlich endet.

Wie möchtest du, dass alles endet? Hast Du irgendwelche Wünsche oder Erwartungen?

Hast du die neuesten Nachrichten gesehen? Ich glaube nicht, dass da die Rede von Wünschen und Erwartungen sein kann ... Ich hoffe, dass ich nicht sterbe, und ich will nicht, dass mein Land – oder ein Teil davon – zu Russland wird. Ich möchte nicht, dass Menschen sterben. Ich will nicht, dass Wohnungen in unseren zerstörten Städten, von wo unsere Leute geflohen sind, an russische Bürger verkauft werden. [...]

Gibt es eine Geschichte, die du teilen willst?

14. Januar 2023. Ein Haus fünf Minuten Fußweg vom Haus meiner Eltern entfernt. [...] Die Explosion passierte 15.30 Uhr. Es gab keine Vorwarnung,

discomfort. Often you have to adjust your day to the war, but everyone has long been accustomed to this.—I do not feel afraid, I just want it all to finally end.

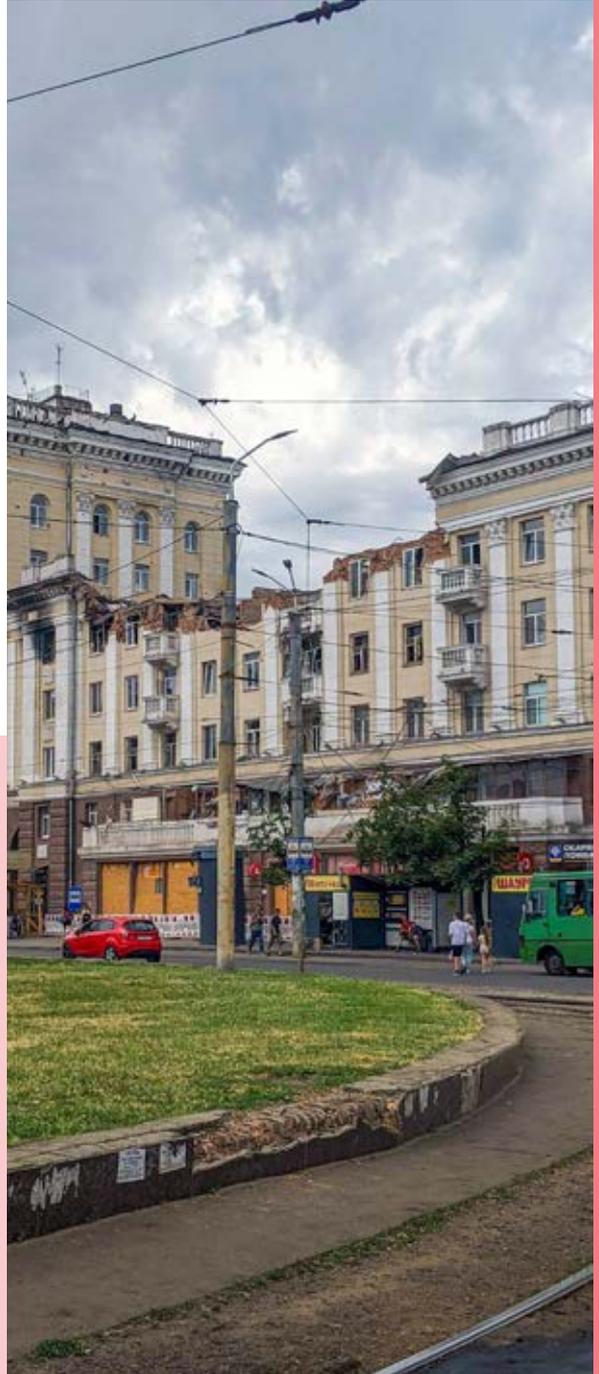
How do you want it to end? Do you have any wishes or expectations?

Have you seen the latest news? I do not think there can be any talk about wishes or expectations ... I hope not to die and I do not want my country, at least some part of it, to become Russia. I do not want people to die. I do not want [the Russians] to sell apartments in our destroyed cities, from which our people fled, to residents of Russia. [...]

Is there a story you want to share?

January 14, 2023. A house located five minutes walk from my parents' house. [...] The explosion

An einer Straßenbahnhaltestelle



At a tram stop

Was bleibt



What remains

aber ich werde nie vergessen, wie die Erde bebte, wie erste Fotos in den Nachrichten gezeigt wurden. Und mit der Zeit kam die Erkenntnis, welches Haus getroffen wurde. Ich habe sofort bemerkt, dass mir dieser Ort vertraut war, und bei der Lautstärke der Explosion war es sicher – es musste sehr nahe gewesen sein. Etwas später konnte man die ersten Videos im Internet sehen, wo Menschen unter den Trümmern aus Hilflosigkeit schrien, einige von ihnen werden das Licht des Tages nie wieder erblicken. Manche sind sofort gestorben, andere erfroren. Unter den Menschen, die dort lebten, waren meine Bekannten: Ein Junge aus einer Parallelklasse, er sollte eigentlich das Haus in zehn Minuten verlassen, um seine Mutter zu treffen, die von der Arbeit kam. Doch hatte er nicht die Zeit. Meine ehemalige Fitnessstrainerin ging mit ihren Kinder draußen spazieren, ihr Mann blieb zuhause und starb. Die Freunde meines Patenonkels – Mutter, Tochter und

occurred at half past three in the afternoon. Nothing foreshadowed trouble, but I will always remember how the earth shook. How photos began to appear on the news. And over time the realisation came—which house was hit. I immediately realised that the place was very familiar, and by the loudness of the explosion it was clear—it was very close. A little later, videos began to appear on the Internet where people under the rubble screamed from helplessness, some of them will never see the light of day again. Some died immediately, others froze to death. Among the people living there were my acquaintances: a boy from a parallel class, he was supposed to leave the house in ten minutes to meet his mother from work, but did not have time; my former fitness trainer went for a walk outside with

Stiefvater – lebten dort. Sie hatten ihre Tochter für einige Zeit zur Großmutter geschickt, sich aber geeinigt, dass sie an diesem Tag zurückkommen solle. Der Mutter ging es nicht gut, aber ihr Mann hat sie trotzdem überzeugt, gemeinsam ihre Tochter Sonya holen zu gehen. Sie verließen das Haus und haben so wie durch ein Wunder überlebt. Sonya ist kein Waise geworden. Nur ihre Katze ist gestorben. Etwas später, während ich mit dem Hund unterwegs war, sah ich eine Frau – die Mutter von einem der Mädchen, das bei dem Angriff ums Leben kam. Ich kannte sie von der Musikschule, wir waren im selben Chor. Ich konnte sehen, wie leer ihre Augen waren. Diese Frau ging mit ihrer Freundin und ihrem Kind spazieren und verfluchte sich in Gedanken, weil sie ihre Tochter nicht retten konnte.

Interview und Übersetzung:

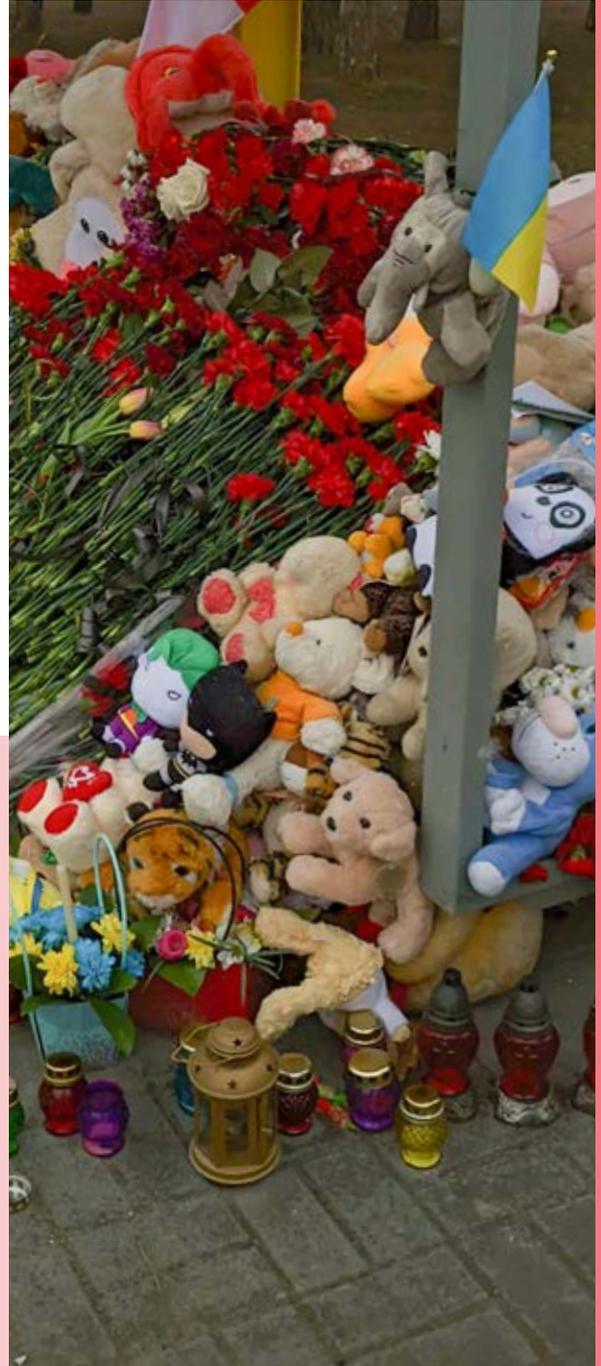
Johannes Wingert

Fotos: Tanya

her children, her husband stayed at home and died; my godfather's friends—Mother, daughter, stepfather—lived there. They sent their daughter to her grandmother for some time, agreed to take her back home that day. Mum had a headache, she really did not want to go, but her husband persuaded her, saying that they promised to take Sonya (the girl). They went and miraculously escaped death—the girl did not become an orphan. Only the cat died. A little later, while walking the dog, I saw a woman. The mother of one of the dead girls—I knew this girl from music school, we went to the same choir—I saw how empty her eyes were. This woman was walking her friend and her child, cursing herself in her head for not being able to save her daughter.

Interview: Johannes Wingert

Gedenkstelle



Memorial site

Kommentar: Warum es wichtig ist, nicht zu vergessen

Ich erinnere mich noch daran, als dieser Krieg begann. Ich kam vom Praktikum und ging in Richtung Straßenbahn am Weinberg Campus. Was konnte ich da bemerken? Die ukrainische Fahne wehte neben den anderen Flaggen im Wind – ein Zeichen der Solidarität. Seit Langem schon ist die Flagge wieder von dort verschwunden. Aus den Augen, aus dem Sinn.

Der Krieg in der Ukraine geht jetzt schon über drei Jahre lang und ein Ende ist ehrlicherweise nicht in Sicht. Vorbei ist die Zeit der falschen Euphorie, die ich empfunden hatte, als 2023 erst Gebiete um Charkiw und schließlich Cherson durch ukrainische Truppen befreit wurden. Große Gewinne auf beiden Seiten gab es seitdem nicht mehr. Nur ein langsames Vorrücken der russischen Armee, welche auch

im 21. Jahrhundert noch auf Taktiken aus dem Zweiten Weltkrieg zurückgreift und Angriffe mit bloßer Truppenzahl entscheiden will. Das ganze Ausmaß des Krieges ist krank. Krieg ist immer krank, aber bei diesem ist es umso perverser mit anzusehen, wie die russische Propaganda-Maschine in Deutschland und prominent jetzt auch in den USA Früchte trägt – Täter und Opfer verdreht.

Niemand sollte vergessen, wer hier wen überfallen hat. Russland, unter der Führung von Putin, hat seinen Nachbarn aus rein imperialistischem Größenwahn angegriffen. Russland ist für Raketenschläge auf Schulen, Kindergärten und Krankenhäuser verantwortlich. Russland hat zehntausende ukrainische Kinder deportiert, um ihnen eine russische

Comment: Why it is important not to forget

I still remember when the war started. I was on my way home from my internship and walked towards the tram at the Weinberg Campus. What did I notice? The Ukrainian flag was waving in the wind next to the other flags—a sign of solidarity. The flag has long since disappeared from there. Out of sight, out of mind.

The war in Ukraine has been going on for three years now and, to be honest, there is no end in sight. Gone are the days of false euphoria that I felt when large parts of Kharkiv and finally Cherson were liberated by Ukrainian troops in 2023. Since then, there have been no major gains on either side. Only a very slow advance

by the Russian army, which in the 21st century still resorts to tactics from the Second World War and wants to decide assaults with sheer numbers. The entire extent of the war is sick. War is always sick, but in this case, it is even more perverse to see how the Russian propaganda machine in Germany and now prominently in the USA is bearing fruit—twisting the perpetrators and the victims.

No one should forget who attacked whom here. Russia, under the leadership of Putin, attacked its neighbour out of pure imperialist megalomania. Russia is responsible for missile strikes on schools, kindergartens and

Identität – vielmehr eine Ideologie – aufzuzwingen, und sie später selbst an die Front schicken zu können. Und Russland hat unaussprechliche Grausamkeiten in Butscha und anderswo verübt. Aber hier in Deutschland haben wir ja schon an anderer Stelle unsere Probleme mit dem Vergessen.

Medial ist das Thema Ukraine eher zweitrangig geworden, es sei denn, es passieren solche Darbietungen, wie sie sich US-Präsident Trump und sein Vize Vance geleistet haben. Woran das liegt? Sehr wahrscheinlich an Nachrichten, die zunehmend nur auf unsere Aufmerksamkeit aus sind. Immer wieder das Gleiche bringt halt nicht so viele Klicks. Hinzu kommt, dass die Unterstützung der selbsternannten freien Welt



hospitals. Russia deported tens of thousands of Ukrainian children in order to impose a Russian identity—an ideology—on them, so that it could later send them to the front lines too. And Russia committed unspeakable cruelties in Bucha and elsewhere. But in Germany we already have our own problems with forgetting.

In the media the Ukraine topic has become secondary, unless there are performances like those made by US President Trump and his Vice President Vance. Why is that? Probably because news is increasingly just trying to get our attention. Repeating the same thing over and over again just does not get as many clicks. In addition, support from the self-

seit Beginn des Angriffskriegs eher zögerlich war. Darüber, wie wichtig es doch sei, an der Seite der Ukraine zu stehen, wurde viel geredet, ohne dass Taten folgten. Von Anfang an und immer noch sind es die Ukrainer:innen,

die für eben jene freie Welt kämpfen und auch sterben. Fakt ist: Es hätte mehr getan werden müssen, um die Ukraine zu unterstützen, sei es rein humanitär oder militärisch. Denn wir sollten nicht vergessen, dass das, was da gerade in der Ukraine passiert und wie das Ganze ausgehen wird, die zukünftige Weltordnung formt, Europa verändert und damit uns alle etwas angeht. Letztlich lastet diese Bürde auf den Menschen der Ukraine.

slava ukraini

**Kommentar und Illustration:
Johannes Wingert**

proclaimed free world has been rather hesitant since the beginning of the war of aggression. There has been much talk about the importance of standing by Ukraine's side, but no action has followed. From the very beginning, and still today, it is the Ukrainians who are fighting and also dying for that free world. The fact is that more should have been done to support Ukraine, be it purely humanitarian or militarily. We should not forget that what is happening in Ukraine right now and how it will all turn out will shape the coming world order and the future of Europe, and therefore concerns us all. Ultimately, this burden rests on the people of Ukraine.

slava ukraini

Translation: Johannes Wingert

Von der Probe bis zum Konzert

Wenn das Akademische Orchester der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg auf der Bühne steht, sehen die Zuhörer:innen etwa 80 Musiker:innen, die gemeinsam musizieren. Doch was braucht es eigentlich, um solch ein Konzert auf die Beine zu stellen? Ein Blick hinter die Kulissen.

„**Im Prinzip** überlegen wir ein Jahr vorher, was wir spielen“, erklärt Daniel Spogis. Er ist seit 2021 Dirigent des Orchesters. Dabei geht es nicht nur um die Auswahl der Stücke, sondern auch um die Koordination mit möglichen Solist:innen. Programme wie „Nordische Weiten“, „Fantasiewelten und Legenden“ oder „Giganten“ entstehen nicht über Nacht – sie sind das Ergebnis sorgfältiger Planung.

Ist die Programmauswahl getroffen, beginnt die logistische Arbeit: Noten müssen bestellt und für die einzelnen Stimmen eingerichtet werden. Die Orchestermitglieder erhalten diese bereits in der vorlesungsfreien Zeit, so dass sie sich individuell vorbereiten können. Mit Beginn des Semesters starten dann die montäglichen gemeinsamen Proben.





Intensive Probenarbeit

Die wöchentlichen Proben werden durch zwei besondere Probenwochenenden pro Semester ergänzt. Ein Highlight ist dabei das Werkstattkonzert im November – eine kostenlose Veranstaltung in der Händel-Halle, bei der dem Publikum anhand eines oder mehrerer sinfonischer Werke gezeigt wird, wie aus vielen einzelnen Puzzleteilen ein großes Ganzes entsteht. „Das bringt immer sehr viel, wenn

man mal wirklich am Stück an Details arbeiten kann“, berichtet der Dirigent. Diese Werkstattkonzerte dienen als Vorgeschmack auf das große Sinfoniekonzert, das jeweils zum Semesterende aufgeführt wird.

Integration neuer Mitglieder und Solist:innen

Das Orchester ist ein lebendiger Organismus, der sich stetig erneuert. „Die Einbindung

So einfach geht Sinfonie

Bericht von einem Werkstattkonzert
des Akademischen Orchesters

Onlineartikel, 12.1.2024

• [https://hastuzeit.de/
so-einfach-geht-
sinfonie/](https://hastuzeit.de/so-einfach-geht-sinfonie/)





neuer Orchestermitglieder funktioniert sehr gut“, erklärt Daniel Spogis. Interessent:innen können zunächst unverbindlich eine Probe besuchen. Anschließend gibt es ein kleines Vorspiel, bei dem sie ein Kammermusikstück, also ein Werk für eine kleine Instrumentalgruppe, gemeinsam mit einem bestehenden Orchestermitglied spielen. „So lernen wir uns musikalisch und menschlich kennen.“

Auch die Zusammenarbeit mit Solist:innen wird sorgfältig vorbereitet. „Mir ist es immer wichtig, frühzeitig mit diesen zusammenzukommen“, betont der Dirigent. Bereits Monate vor dem Konzert finden erste Treffen statt, bei denen am Klavier geprobt und eine gemeinsame Interpretation erarbeitet wird.

Logistische Herausforderungen

Die Organisation eines Orchesterkonzerts bringt auch praktische Herausforderungen mit sich. „Wenn wir auswärts spielen, wird

es auf den Bühnen oft eng“, erläutert der Dirigent. Für 80 Musiker:innen wird nicht nur ausreichend Platz benötigt, sondern auch eine Podestierung für die Bläser:innen, damit diese gut nach vorne schauen können. Dazu kommt

„Auswärts wird es auf den Bühnen oft eng“

der Transport großer Instrumente wie Kontrabässe und Pauken – eine logistische Aufgabe, die mittlerweile zur Routine geworden ist.

Mehr als nur Organisation

Die ehemalige Konzertmeisterin und Violinistin Cilja und der Kontrabassist Jan betonen, dass es bei der Orchesterarbeit um mehr geht als nur um Organisation und Proben. „Es ist mehr als nur Musik – es ist eine soziale





und musikalische Erfahrung, die einen wachsen lässt“, erklärt Jan. Cilja ergänzt: „Besonders schön ist es, wenn man als Klangkörper eins wird.“

Der Dirigent selbst hat dabei eine mehrfache Funktion: Er ist nicht nur künstlerischer Leiter, sondern kümmert sich auch um Management und Logistik. „Bei mir laufen die Fäden zusammen, wer sich worum kümmert.“ In den letzten zwei Wochen vor den Konzerten liegt der Fokus dann wieder ganz auf der Musik: Die Partitur wird noch einmal durchgearbeitet, Details werden geschärft – alles mit dem Ziel, den Musiker:innen ein befreites Musizieren zu ermöglichen.

Perspektiven aus dem Ensemble

Die persönlichen Erfahrungen der Orchestermitglieder zeigen, wie vielfältig die Herausforderungen und Freuden der gemeinsamen Arbeit sind. Cilja erinnert sich noch gut an die besonderen Umstände ihres Einstiegs: „Als ich 2020 angefangen habe, gab es kaum reguläre Proben. Wir haben sogar draußen auf einem Sportplatz geprobt – das war ziemlich ungewöhnlich.“ Diese Erfahrung zeigt besonders gut, wie flexibel und eng verbunden das Orchester auch in schwierigen Zeiten war.

Als Konzertmeisterin die erste Geige spielen

Während ihrer Zeit als Konzertmeisterin brachte diese Rolle für Cilja eine besondere Verantwortung mit sich. „Früher hatte ich weniger Lampenfieber, aber als Konzertmeisterin ist der Druck größer“, erzählt sie. Als erste Geige war sie dafür zuständig, das

Streicherensemble zu koordinieren, musikalische Impulse zu geben und als Bindeglied zwischen Dirigent und Musiker:innen zu fungieren. Mittlerweile hat sie diese verantwortungsvolle Position an ein anderes Mitglied des Orchesters übergeben. Jan bringt als Kontrabassist seine eigenen Herausforderungen mit: „Besonders knifflig ist es beim Pizzicato, also wenn die Saiten gezupft werden – das muss genau auf den Punkt sein.“

„Blicke, Zeichen, gemeinsames Lachen – das sind unvergessliche Momente“

Die Interaktion zwischen den Musiker:innen macht dabei einen großen Teil der Orchesterarbeit aus. „Auch die Interaktion untereinander – Blicke, Zeichen, gemeinsames Lachen in der Probe – das sind unvergessliche Momente“, berichtet Jan. Beide Musiker:innen haben auch Wünsche für die Zukunft: Eine längere Orchesterreise oder eine intensive Probenwoche stehen auf ihrer Liste.

Das Ergebnis dieser monatelangen Vorbereitung zeigt sich schließlich in den Konzerten, bei denen besonders in Halle viele Freunde und Familienmitglieder im Publikum sitzen. Die dabei entstehende positive Anspannung trägt dazu bei, die lange erarbeiteten Stücke zu einem würdigen Abschluss zu bringen, wie Cilja es zusammenfasst: „Orchesterspielen ist eine Erfahrung, die man gemacht haben sollte. Es ist ein einzigartiges Gemeinschaftserlebnis.“

Text und Fotos: Tom Roeloffzen



PAINDELN



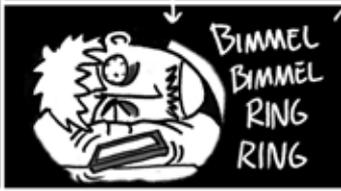
Es gibt keine Gnade
und keine Gerechtigkeit
außer bei Gott,
dem Allmächtigen.



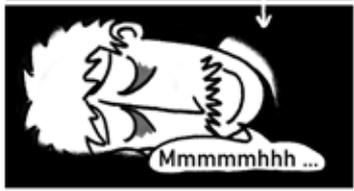
6.30 Uhr in Leipzig



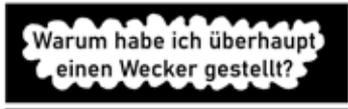
Viel zu früh ...



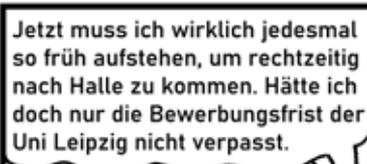
BIMMEL
BIMMEL
RING
RING



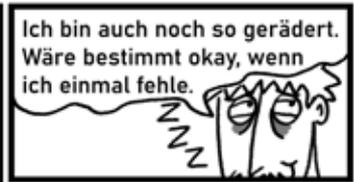
Mmmmmhhh ...



Warum habe ich überhaupt
einen Wecker gestellt?



Jetzt muss ich wirklich jedesmal
so früh aufstehen, um rechtzeitig
nach Halle zu kommen. Hätte ich
doch nur die Bewerbungsfrist der
Uni Leipzig nicht verpasst.



Ich bin auch noch so gerädert.
Wäre bestimmt okay, wenn
ich einmal fehle.



Oh nein! Ich muss ja zur Uni,
heute ist die erste Vorlesung.



Sebastian! Sohn! Erinnerst du
dich was ich dir über das
Studium gesagt habe?

Papa?! Hä?



Dass du mich enterbst, wenn ich
nicht Wirtschaftsingenieurwesen
studiere?



Wenn du studierst, was dich interessiert, wird niemals ein
ordentlicher Spießler aus dir! Aber ich meinte eigentlich, dass
du unbedingt am ersten Unitag Freunde finden musst. Schon
morgen werden all deine Kommilitonen ihr Grüppchen gefunden
haben und du wirst den Rest deines Studiums als einsamer
Außenseiter verbringen.



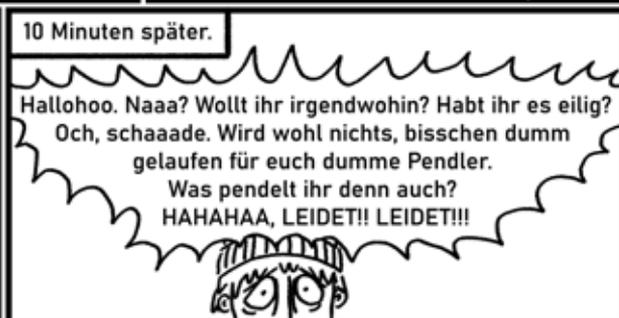
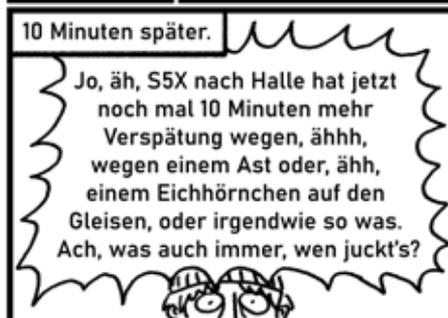
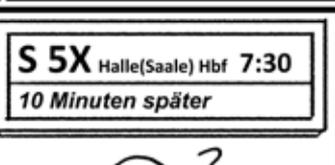
ALSO LOS GEHT'S!
AB ZUR S-BAHN!
STEH AUF!



AAAAAAHHH ... oh, verdamm!
Wie spät ist es?



Ach, ich hab noch 30 Minuten.
Schaff ich locker.





Ach du Kacke ...

Die steigen sicher alle aus.

AAAAHHH!
REEEIN!!



ICH MUSS SITZEN LASST MICH DURCH!

LASST MICH REIN! ICH MUSS REIN!

REIN! REIN! REIN!

Ich dachte, man lässt die Leute erst aussteigen? Oder werde ich alt und heute macht man das nicht mehr so?



HALT! Keiner kommt mehr rein!
Wir sind jetzt voll!
Nehmen Sie bitte die nächste Bahn.

Aber ich muss mit. Ich muss zur Uni,
ich muss Anschluss finden.

Tipps vom PENDLER-PIRANHA

Es ist dein gutes Recht mitzufahren, also such dir in diesem Fall einfach einen anderen Eingang.



Tut mir leid, dass Sie Ihren Anschlusszug verpassen, aber mit Fahrrad kommen Sie hier eh nicht mehr rein.

Die nächste wird schon nicht so voll sein.

Etwas später.

Verdammt, die ist ja fast genauso voll.

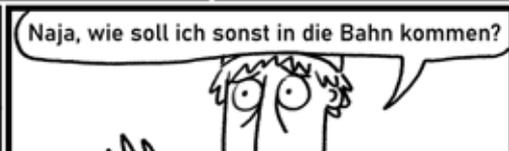
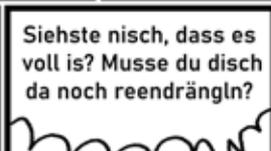
Hmm.

Entschuldigung, könnte ich hier kurz vorbei?



Und ein Seminar habe ich ja noch später. So schnell können sich die Grüppchen nicht bilden.







Der Zug ist zu voll, wir bitten sie hier auszusteigen und die nächste Bahn zu nehmen. Sollten sie unserer Bitte nicht nachkommen, sehen wir uns leider gezwungen, die Bundespolizei zu rufen, welche den Zug dann räumen wird.

Die Bundespolizei?

Tipps vom PENDLER-PIRANHA

Solltest du dich in dieser unwahrscheinlichen, aber nicht unmöglichen Situation wiederfinden, dann solltest du niemals, unter keinen Umständen ...

... aussteigen.

Dann sollte ich wohl aussteigen.

Wow, wurde ich gerade verarscht?

Naja, die nächste kommt in 20 Minuten.

20 Minuten später.

Wenigstens nicht so voll.

Hier noch frei?

Hm.

Äh, danke.

Endlich sitzen. So ist es doch ganz ok.

Jetzt kann ich sogar noch ein bisschen was lesen.

DING-DONG
PINGELDI STINGELDI
DUMM DUMM
DÖDEL DUMM

Er browst Tiktok ...
BONK
HÖHÖ
TRÖT
OINK
How to cure literacy
Auf voller Lautstärke ...

Hey Kinder! Heute zeige ich euch wie man sich einen Stock ins Gehirn ...

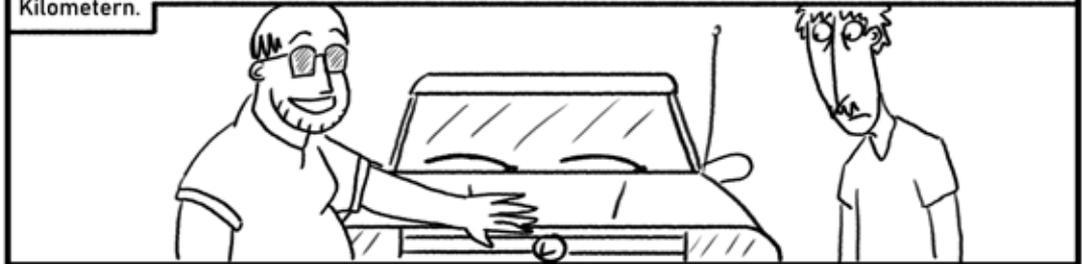
TAP







Doch es kam anders. Als Sebastians Vater erfuhr, dass sein Sohn sich nicht für den Studiengang mit den besten Karrierechancen eingeschrieben hatte, sah er sich gezwungen, die Spießigkeit seines Sohnes selbst in die Hand zu nehmen, und schenkte ihm einen Gebrauchtwagen mit wenigen Kilometern.



Nicht mehr auf die öffentlichen Verkehrsmittel angewiesen ...



... genießt Basti jetzt alle Vorzüge des eigenen Automobils.



Jetzt ist er ein richtiger Deutscher. Frei wie ein Vogel.



Warum ich lieber prokrastinierte ...

Warum machen wir lieber alles – außer das, was wir eigentlich tun sollten? Dieser Artikel wirft einen Blick in die Psychologie der Prokrastination und gibt Dir praktische Tipps an die Hand, um dem ewigen Aufschieben ein Ende zu setzen.

Ich sollte längst an diesem Artikel schreiben. Ehrlich gesagt hatte ich sogar einen Plan: Früh anfangen, strukturiert arbeiten, rechtzeitig abgeben. Doch stattdessen habe ich mein Bücherregal nach Farben sortiert, zehn Folgen meiner Lieblingsserie geschaut und mir ernsthaft Gedanken darüber gemacht, ob Pflanzen in meinem Zimmer glücklicher wären, wenn ich ihnen klassische Musik vorspiele. Kurz gesagt: Ich habe prokrastiniert – und genau darum geht es hier. Warum sind wir so gut darin, uns selbst auszutricksen? Was passiert dabei in unserem Gehirn? Und gibt es einen Weg, diesen Teufelskreis zu durchbrechen? Willkommen zu einem tiefen (und leicht selbstironischen) Tauchgang in die Welt der Prokrastination.

Was ist Prokrastination – und warum tun wir das?

Aus psychologischer Sicht ist Prokrastination kein Zeitmanagement-Problem, sondern ein Problem der Emotionsregulation. Stell Dir vor, Du müsstest eine komplizierte Hausarbeit schreiben oder deine Steuererklärung ausfüllen – schon beim Gedanken daran spürst Du eine Welle von Stress, Angst oder purem Desinteresse. Und genau hier greift Dein Gehirn zu einem altbewährten Trick: Es lenkt Dich mit etwas Angenehmerem ab. Warum sich mit nervigen Pflichten herumschlagen,

wenn Du stattdessen TikTok-Videos anschauen oder plötzlich das dringende Bedürfnis verspüren kannst, deinen Kleiderschrank auszumisten? Diese kurzfristige Erleichterung fühlt sich gut an – zumindest für den Moment. Die Aufgabe verschwindet dadurch zwar nicht, aber Dein Gehirn feiert eine kleine Party, weil es unangenehmen Gefühlen erfolgreich ausgewichen ist.

Gehirn feiert Party

Der Psychologe Timothy Pynchyl erklärt das Phänomen als einen epischen Kampf zwischen zwei Versionen Deiner selbst: dem „gegenwärtigen Ich“ und dem „zukünftigen Ich“. Dein gegenwärtiges Ich ist ein echter Hedonist. Es will Spaß haben, Entspannung genießen und sich auf keinen Fall mit langweiligen oder stressigen Dingen beschäftigen. Dein zukünftiges Ich hingegen ist der verantwortungsbewusste Erwachsene, der die Konsequenzen ausbaden muss, wenn die Frist näher rückt und die Panik einsetzt. Das gegenwärtige Ich ist leider viel lauter und überzeugender – besonders, wenn Netflix nur einen Klick entfernt ist oder die Wohnung dringend eine Frühlingsputz-Aktion verlangt. Da hat das zukünftige Ich einfach keine Chance.

Interessanterweise sind gerade Menschen, die hohe Ansprüche an sich selbst stellen, besonders anfällig für Prokrastination. Perfektionismus kann eine enorme Hürde darstellen: Die Angst, eine Aufgabe nicht perfekt zu erledigen, lässt viele lieber gar nicht erst anfangen. Warum sich dem Risiko aussetzen, zu scheitern, wenn man die Aufgabe einfach auf später verschieben kann? Dieses Vermeidungsverhalten ist kurzfristig eine Erleichterung, langfristig jedoch eine selbstverstärkende Falle, aus der es schwer ist, (wieder) auszurechnen.

Auch unser Belohnungssystem im Gehirn spielt eine entscheidende Rolle. Sofortige Belohnungen – wie ein schneller Dopaminschub durch soziale Medien oder ein Serienmarathon – wirken viel attraktiver als der langfristige Nutzen, eine Aufgabe abzuschließen. Das Gehirn bevorzugt das schnelle Glücksgefühl gegenüber abstrakten, zukünftigen Vorteilen. Dieser biologische Mechanismus stammt aus einer Zeit, in der es überlebenswichtig war, kurzfristige Ressourcen zu sichern – nicht gerade hilfreich, wenn man versucht, eine Hausarbeit zu beenden.

Kurz gesagt: Wir prokrastinieren nicht, weil wir faul sind, sondern weil unser Gehirn auf kurzfristige Belohnungen programmiert ist und unangenehme Emotionen vermeiden will. Und mal ehrlich: Wer würde sich freiwillig für Steuerformulare entscheiden, wenn er stattdessen Katzenvideos schauen kann?

Der Kampf im Kopf: Was beim Prokrastinieren wirklich passiert

Neurobiologisch lässt sich Prokrastination durch den Konflikt zwischen dem limbischen System und dem präfrontalen Kortex erklären. Das limbische System ist für unsere Emotionen und unmittelbaren Bedürfnisse zuständig – es schreit: „Sofortige Belohnung, bitte!“

Der präfrontale Kortex hingegen steuert rationale Entscheidungen und langfristige Planung – er flüstert: „Du solltest diese Hausarbeit fertig schreiben.“

Wenn eine Aufgabe unangenehm wirkt, übernimmt das impulsive limbische System die Kontrolle. Das führt dazu, dass wir uns lieber mit etwas Angenehmem ablenken. Noch perfider ist, dass unser Gehirn dabei ein ausgezeichneter Selbstbetrüger ist. Es liefert uns auf Knopfdruck großartige Ausreden:

„Ich arbeite unter Druck einfach viel besser!“

(Nein, eigentlich bist du dann nur panisch und produzierst drei mal so viele Tippfehler.)

„Ein bisschen Pause bringt meine Kreativität in Schwung!“

(Falls mit „Pause“ ein dreistündiger TikTok-Marathon gemeint ist – eher nicht.)

„Ich kann das später immer noch perfekt machen!“

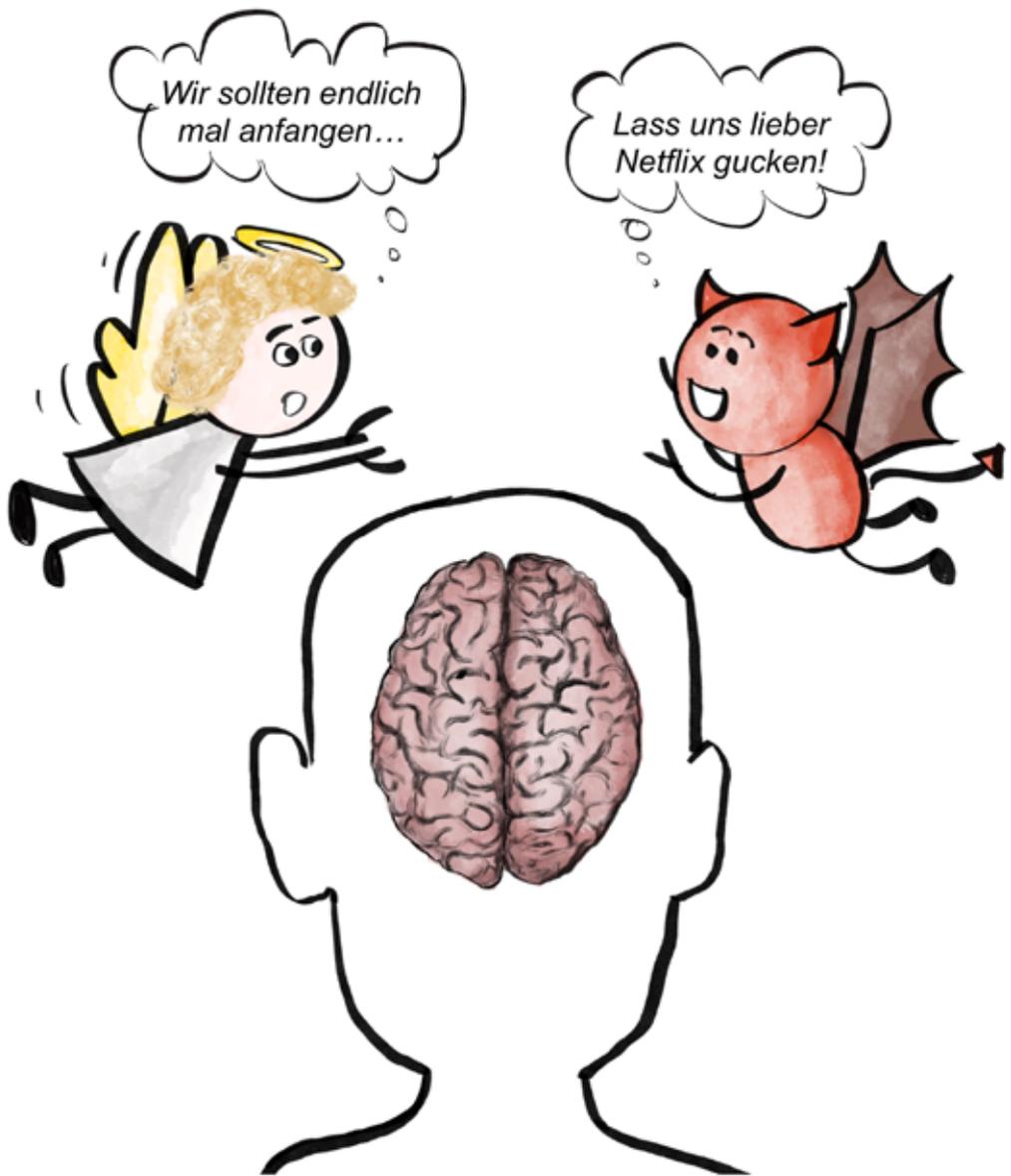
(Oder eben in letzter Sekunde irgendwie zusammenflicken.)

Das Dumme an der Sache: Wissenschaftliche Studien zeigen, dass wir unter Stress meist ineffizienter arbeiten. Der vermeintliche Adrenalinschub kurz vor der Deadline sorgt zwar für eine Art „Überlebensmodus“, aber nicht unbedingt für besonders durchdachte oder kreative Ergebnisse.

Die fünf häufigsten Gründe, warum wir aufschieben

1. Angst vor Versagen: Lieber nicht anfangen, als am Ende schlecht bewertet zu werden. Perfektionismus und Prokrastination gehen oft Hand in Hand.

2. Zeitillusion: „Ich habe ja noch genug Zeit!“ Das Gefühl, dass Deadlines weit entfernt sind, führt dazu, dass wir die Dringlichkeit unterschätzen.



3. Fehlende Struktur: Ohne klare Arbeitszeiten oder einen festen Plan lassen wir uns leichter ablenken – schließlich gibt es keinen Chef, der uns kontrolliert.

4. Belohnungsaufschub vermeiden: Unser Gehirn liebt sofortige Belohnung – und eine Runde Social Media ist einfach reizvoller als das Schreiben einer Seminararbeit.

5. Überforderung: Große Aufgaben wirken wie unüberwindliche Berge – also schieben

wir sie vor uns her, statt kleine Schritte zu gehen.

Warum wir im Studium besonders anfällig sind

Studierende gelten oft als die Könige und Königinnen der Prokrastination – und das aus gutem Grund. Das Studium schafft eine ideale Umgebung, um Aufgaben aufzuschieben. Ein zentraler Faktor ist die **Zeitillusion**. Viele Aufgaben haben weit entfernte Deadlines,

was den Eindruck vermittelt, es sei noch ausreichend Zeit. Diese Fehleinschätzung führt dazu, dass das Lernen oder die Bearbeitung von Aufgaben immer wieder verschoben wird.

Hinzu kommt die **fehlende Struktur**. Im Studium gibt es kaum direkte Kontrolle, und die Freiheit der Zeiteinteilung macht es besonders leicht, sich ablenken zu lassen. Ohne feste Vorgaben oder unmittelbare Konsequenzen fällt es vielen schwer, diszipliniert zu bleiben.

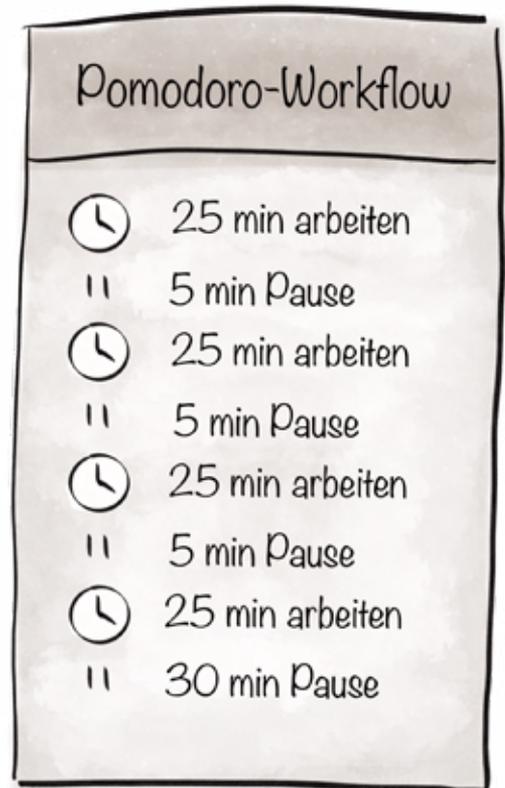
Auch die **Überforderung** spielt eine Rolle. Während der Studienzeit prasseln Aufgaben auf einen ein, die komplexer sind als alles, was man aus der Schule kennt. Und wenn eine Aufgabe so groß wirkt wie der Mount

Plötzlich scheint Aufschieben vernünftig

Everest, erscheint Aufschieben plötzlich als die vernünftige Option – schließlich würde man auch keinen Gipfel erklimmen, ohne sich vorzubereiten.

Auch **Perfektionismus** spielt eine wichtige Rolle. Der ständige Druck, gute Leistungen zu erbringen, führt bei vielen zur Überzeugung, dass alles perfekt sein muss. Dieser Gedanke verwandelt sich schnell in eine Blockade: „Wenn ich es nicht perfekt machen kann, fange ich lieber gar nicht erst an.“ Während man darauf wartet, die perfekte Idee zu entwickeln, vergeht wertvolle Zeit – und nichts passiert. Diese Angst vor dem Versagen verstärkt die Tendenz, Aufgaben aufzuschieben.

Und dann wäre da noch das Problem des **Belohnungsaufschubs**. Spitzenleistungen im Studium fordern Zeit, Geduld und Nerven – und die Belohnung? Kommt oft erst Monate



später in Form von Noten. Da erscheint eine sofortige Belohnung wie eine Netflix-Folge wesentlich attraktiver.

Zusammengefasst vereint das Studium viele der häufigsten Gründe für Prokrastination.

Strategien gegen Prokrastination – aus erster Hand erprobt

Nach unzähligen Stunden des Aufschiebens habe ich einige Tricks entdeckt, die tatsächlich helfen. Hier sind meine bewährten Methoden:

1. Die Fünf-Minuten-Regel: Der schwerste Teil ist oft der Anfang. Versprich Dir, nur fünf Minuten an einer Aufgabe zu arbeiten – meist bleibst Du dann länger dran. Diese Methode umgeht die Angst vor der großen Aufgabe, indem sie den Einstieg erleichtert. Sobald Du

beginnst, fällt es dem Gehirn schwerer, wieder aufzuhören – ein psychologisches Phänomen namens „Zeigarnik-Effekt“.

2. Die Pomodoro-Technik: Arbeite in 25-Minuten-Intervallen mit kurzen Pausen. Diese Struktur hält die Konzentration hoch und verhindert das Gefühl, endlos arbeiten zu müssen. Besonders hilfreich ist es, nach vier Pomodori eine längere Pause einzulegen. So trickst Du Dein Gehirn aus und erhöhst gleichzeitig deine Produktivität.

In kleine Schritte teilen

3. To-Do-Listen (aber richtig): Gliedere große Aufgaben in kleine, konkrete Schritte. „Hausarbeit schreiben“ ist überwältigend – „Einleitung entwerfen“ ist machbar. Formuliere dabei möglichst spezifisch: Je klarer der nächste Schritt, desto geringer die Hürde.

4. Verbindlichkeit schaffen: Erzähle jemandem von Deinen Zielen oder arbeite in einer Lerngruppe. Soziale Kontrolle erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass Du Deine Aufgaben erledigst. Es hilft auch, Deadlines öffentlich

zu machen oder mit anderen um die Wette zu arbeiten.

5. Selbstbelohnung: Setze Dir kleine Belohnungen für abgeschlossene Etappen. Fertige Einleitung? Zeit für eine Folge deiner Lieblingsserie! Positive Verstärkung stärkt die Motivation langfristig – und macht das Erreichen von Zielen angenehmer.

Kann Prokrastination produktiv sein?

Es gibt tatsächlich Momente, in denen Prokrastination nicht nur destruktiv ist, sondern auch zu positiven Ergebnissen führen kann. Wenn Du eine schwierige Aufgabe lange vor dir herschiebst, kann es sein, dass Dein Unterbewusstsein währenddessen Lösungen entwickelt. Oder Du nutzt die Zeit, um andere Dinge zu erledigen, die Du auch immer wieder aufschiebst: den Schrank aufräumen, eine E-Mail schreiben oder endlich mal wieder Sport machen. Diese Art der „produktiven Prokrastination“ löst zwar nicht die Hauptaufgabe, kann aber trotzdem ein befriedigendes Gefühl hinterlassen.

Prokrastination ist menschlich – und okay (in Maßen)

Letztlich ist es völlig normal, gelegentlich zu prokrastinieren. Unser Gehirn ist nun einmal darauf programmiert, kurzfristige Belohnungen zu bevorzugen. Wichtig ist jedoch, dass wir lernen, bewusst mit dieser Tendenz umzugehen.

Also, wenn Du das nächste Mal eine Aufgabe vor dir herschiebst, erinnere Dich daran: Auch dieser Artikel wäre fast zu spät gekommen – aber irgendwann muss man eben anfangen. Und vielleicht ist jetzt der richtige Moment dafür.

Text und Illustrationen: Sophia Müller

Workflowday

Ein Angebot des „Wohlfühlcampus“ der MLU. Der nächste Workflowday findet am 18. Juni 2025 in der Steintorbibliothek statt und hilft Euch bei der Prüfungsphase.

• <https://www.sgm.uni-halle.de/workflowday/>





*hastu*Interesse

Wenn Barrieren den Zugang versperren

Kultur soll für alle da sein – doch ist sie das wirklich? Während Kulturangebote wachsen, bleibt die Barrierefreiheit oft auf der Strecke. Dabei gibt es für viele Hürden Lösungen. Wie Kulturangebote inklusiver werden können und was das Projekt „Kulturzeit für alle“ damit zu tun hat.

Montags ins Puschkino, dienstags zum Poetry-Slam in die Palette und am Wochenende ins Theater. Die Termine von HUNGER, dem literarischen Salon im WuK, sind genauso im Kalender markiert wie die von Halle lacht. Das Kulturangebot der Saalestadt ist breit und vielfältig. Eigentlich müsste hier für

jeden etwas dabei sein, oder? Ein Blick ins Publikum zeigt jedoch: Menschen mit Behinderung sind kaum vertreten.

Dabei sollten Kulturveranstaltungen für alle Bürger:innen zugänglich sein. Egal ob Rockkonzert oder Oper, Kulturveranstaltungen sind Begegnungsräume. Angeregte Gespräche

When barriers block entry

Culture should be for everyone – but is it really? While cultural offerings are on the rise, accessibility often falls through the cracks. However, solutions exist for many of the current obstacles. How cultural offers can become more inclusive and what the project “Kulturzeit für alle” (cultural time for all) has to do with it.

Monday: Puschkino, Tuesdays: poetry slam at the Palette and on the weekends to the theatre. The dates of HUNGER, the literary salon in the WuK are marked in the calendar just as the dates of Halle lacht (Halle laughs). The city’s cultural offerings are broad and

diverse. There should be something for everyone, right? A look into who is actually sitting in the audience shows: people with disability are hardly represented.

And yet, cultural events should be accessible to all citizens. Doesn’t matter if it’s a rock

über die Setlist oder das Bühnenbild verbinden und schaffen gemeinsame Erinnerungen. Menschen, die in ihrem Alltag wenig Berührungspunkte miteinander haben, empfinden ein Gefühl von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit. Kultur verbindet Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen.

Kultur kann und soll dabei nicht nur unterhalten oder eine Abwechslung vom alltäglichen Leben bieten. Es geht auch darum, gesellschaftliche Missstände zu diskutieren und alternative Perspektiven einzunehmen. Schaut man aber genauer hin, zeigen sich nicht nur auf der Bühne oder der Leinwand Missstände.

Vor der Oper



In front of the opera

concert or the opera, cultural events are spaces of interaction as well. Exited conversations about the set list or the stage design bring people together and those who have few points of contact with each other in their everyday lives are able to feel a sense of community and togetherness. Culture connects

people from different backgrounds. Culture cannot and should not only entertain or offer a break from everyday life. It is also about discussing social grievances and adopting alternative perspectives. But if you have a closer look, it is not only on the stage or screen that grievances become apparent.

Stroboskopische Effekte und UN-Behindertenrechtskonvention

Fehlende Audiodeskription oder Untertitel, unzählige Treppenstufen und mangelhafte Aufklärung über stroboskopische Effekte sowie die Lautstärke sind keine Seltenheit. Während das Treppensteigen oder die extreme Lautstärke für die meisten Menschen höchstens nervig oder anstrengend ist, stellt es für Menschen mit Behinderung und neurodiverse Menschen meist eine echte Herausforderung dar.

Diese Hürden erschweren vielen Menschen den Zugang zu Kultur. Und gegen genau diese Barrieren haben sich die Vertragsstaaten der UN-Behindertenrechtskonvention mit der Unterzeichnung eigentlich ausgesprochen. Der Artikel 30 trägt den passenden Titel „Teilhabe am kulturellen Leben sowie an Erholung, Freizeit und Sport“. Gemäß dem Artikel

müssen die Vertragsstaaten dafür Sorge tragen, dass Menschen mit Behinderung der Zugang zu kulturellen Aktivitäten möglich ist.

Harry Potter und Ikkimel – Barrierefreiheit? Kein Problem.

Dass Barrierefreiheit im Kulturbereich keine unerreichbare Vision sein muss, beweisen verschiedene Institutionen bereits heute. Um barriereärmer zu werden, können Kultureinrichtungen einiges tun.

Mit gutem Beispiel gehen etwa die Staatlichen Museen zu Berlin voraus. Dort werden Informationen zu den Ausstellungen und Veranstaltungen in leichter Sprache angeboten. In Bochum setzt man im Schauspielhaus hingegen auf Induktionsschleifen, um Träger:innen von Hörgeräten eine bessere Akustik zu ermöglichen. Währenddessen gibt es beim Theaterstück „Harry Potter

Stroboscopic effects and the UN Convention on the Rights of Persons with Disabilities

Missing audio description or subtitles, countless stairs, missing awareness regarding stroboscopic effects as well as volume are nothing uncommon. While climbing stairs is at most annoying or tiresome for most people, the issue becomes a real challenge for neurodivergent people or people with disabilities.

These hurdles complicate many people's access to cultural events. And it is precisely these barriers that the signatory states to the UN Convention on the Rights of Persons with Disabilities actually opposed when they signed it. Article 30 is appropriately entitled "Participation in cultural life, recreation,

leisure and sport". According to the article, states parties must ensure that people with disabilities have access to cultural activities.

Harry Potter and Ikkimel – Accessibility? No Problem!

Different institutions have already proven that accessibility is not some kind of utopian ideal. Cultural institutions can do a lot to be more accessible.

Leading by example would be the state museums in Berlin. Exhibition and event information are provided in easy language. In Bochum, the theatre uses induction loops in order to enable better acoustics for people with hearing aids. Meanwhile in London, there are advertised relaxed performances of

und das verwunschene Kind“ in London aus-
geschriebene „relaxed performances“. Von der
Sicherheitskontrolle bis hin zu den Sitzplät-
zen ist alles an den Bedürfnissen neurodiver-
gender Menschen ausgerichtet.

Auch Künstler:innen setzten in der jüngsten
Vergangenheit vermehrt ein Zeichen für eine
verbesserte Barrierefreiheit. So gab die Sän-
gerin Ikkimel bekannt, dass sie während ih-
rer Tour „Hände hoch, Hose runter 2025“ für
ein inklusives Umfeld für neurodivergente
Menschen und Schwangere sorgen wolle. Und
auch der Radiosender MDR Jump veranstal-
tete im Februar im Rahmen der Konzertrei-
he „Bands for Friends“ ein Konzert mit Mu-
sikdolmetscherinnen. Wer will, findet also
Lösungen, um Kultur für alle Menschen zu
ermöglichen.

Doch man muss den Blick gar nicht auf allzu
weit entfernte Orte werfen, um Maßnahmen

zur Barrierefreiheit zu entdecken. Auch hier
vor Ort gibt es Initiativen, die Kultur für Men-
schen mit Behinderung zugänglich machen
wollen – wie das Projekt „Kulturzeit für alle“
in Halle.

Gemeinsam statt allein

Mithilfe dieses Tandemprojekts sollen Men-
schen mit und ohne Behinderung das kulturel-
le Angebot der Stadt Halle gemeinsam erkun-
den. Nach einem kurzen Kennenlerngespräch
matchen die Organisator:innen des Projekts
Menschen miteinander, die ähnliche kulturel-
le Interessen und Erwartungen an das Tandem
haben. Ein erstes Kennenlernen zwischen den
Tandempartner:innen wird in den Räumen der
Freiwilligenagentur organisiert. Und mit et-
was Budget von der Freiwilligenagentur aus-
gestattet kann die individuelle Entdeckungs-
reise durch Halle im eigenen Tempo starten.

the play “Harry Potter and the cursed child”.
From the security check to the seats every-
thing is tailored towards the needs of neuro-
divergent people.

Recently, artists have put emphasis on bet-
ter accessibility too. The singer Ikkimel an-
nounced that her new tour “Hände hoch, Hose
runter 2025” (“Hands up, pants down 2025”)
would provide a more inclusive space for preg-
nant and neurodivergent people. In February,
the radio channel MDR Jump organised as
part of their concert series “Bands for friends”
music interpreters for people with hearing im-
pairments. Anyone who wants to will find so-
lutions to make culture available for everyone.

But you don’t need to look far to find meas-
ures for a more barrier-free cultural landscape.

Even here there are initiatives who want to
make culture more accessible for people with
disabilities—like the project “Kulturzeit für
alle” in Halle.

Together instead of alone

A so-called tandem project is supposed to
make it possible for people with and without
disabilities to explore the cultural offer of Halle.
After a short ‘get to know each other’ people
with similar cultural interests and expectations
are matched by the organizers of the project.
A first meeting of the tandem partners is held
in the rooms of the Freiwilligenagentur (vol-
unteer agency). With a small budget provided
by said agency the individual journey of dis-
covery can begin in one’s own pace.

Sindy und Laura bilden seit Dezember 2024 ein solches Tandem. Seitdem waren sie bereits gemeinsam in der Oper und im Halloren Schokoladenmuseum. Genug Ideen für weitere Aktivitäten haben die beiden Frauen auf jeden Fall. „Bereits geplant ist ein Besuch im Kino sowie im Zoo und dem Botanischen Garten der Stadt, um den Frühling zu genießen“, so Laura.

Planung, Planung und Alternativen

Doch nicht jede Idee kann am Ende umgesetzt werden. „Nach dem gemeinsamen Besprechen, wo es überhaupt hingehen soll, ist der zweite Schritt natürlich die Überprüfung der Barrierefreiheit“, erklärt Laura. Fußläufige Ziele, Fahrstühle und Informationen in einfacher Sprache sind dabei ein Muss. Trotz Planung steht das Kulturtandem manchmal vor unvorhersehbaren Hürden.

Sindy and Laura make up such a tandem since December 2024. Since then the two went to the opera and visited the Halloren chocolate museum together. In any case both women have enough ideas for more activities. “We’re already planning a visit to the cinema, the zoo and the city’s botanical gardens to enjoy the spring,” says Laura.

Planning, planning and alternatives

But not every idea can come true in the end. “After joint discussion, where to go in general, the second step is checking the accessibility,” explains Laura. Destinations within walking distance, elevators and information in simple language are a must. Despite planning, the cultural tandem sometimes faces

„Wichtig ist, sich nicht im Stillen zu ärgern, sondern die kulturellen Einrichtungen auf ihre Defizite in Sachen Barrierefreiheit aufmerksam zu machen“. Ein hilfreiches Tool dafür ist der von der Freiwilligenagentur erstellte Fragebogen. So können die Tandems Kultureinrichtungen auf Barrieren und Hindernisse aufmerksam machen und Awareness schaffen.

Sindy und Laura



Sindy and Laura

unforeseeable hurdles. “It’s important not to be angry in silence but rather to make the institutions aware of their deficits in regards of accessibility”. A helpful tool for this task is the questionnaire provided by the volunteer agency. This way the tandems can make cultural centres aware of their barriers and hurdles.

Viele der Hürden meistern die beiden Frauen jedoch auch gemeinsam. „Wenn wir doch mal eine Treppe vorfinden, für die es keinen Fahrstuhl gibt und die auch kein Geländer aufweist, wäre diese für Sindy eine Hürde, die sie nicht allein bewältigen kann. Sind wir zu zweit unterwegs, werden diese Situationen entschärft, da ich ihr einfach schnell unter die Arme greifen kann, um die Treppe hinauf oder abzusteiigen.“

Ein Tandem ist keine Einbahnstraße

Doch das Tandem ist keine Einbahnstraße und Laura ist nicht die Begleiterin von Sindy. Während Sindy durch das Projekt mehr kulturelle Teilhabe erlebt, entdeckt Laura neue Orte und Perspektiven, die sie allein nicht wahrgenommen hätte. Das ist vor allem dann der Fall, wenn Sindy und Laura nach Alternativen suchen müssen, wenn das eigentliche

Ausflugsziel über zu viele Hindernisse verfügt. „Wir entdecken zusammen Neues und sehen die Stadt aus einem anderen Blickwinkel“, so Laura. Dank des Tandems fallen Laura mittlerweile immer mehr Barrieren auf, die ihr bisher nicht bewusst waren.

Programme wie „Kulturzeit für alle“ sind also ein wichtiger Schritt für eine barriereärmere Umgebung. „Ich denke, dass den Kultureinrichtungen überhaupt erst mal die Nachfrage nach Barrierefreiheit bewusst wird. Diese kann aber in vielen Fällen erst durch Projekte wie das Kulturtandem der Freiwilligenagentur geschaffen werden.“ Eine wachsende Awareness für die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung würde langfristig dazu führen, dass Menschen mit Behinderung Kultureinrichtungen selbstständig und ohne Unterstützung besuchen könnten.

Text und Fotos: Leonie Brommer

Yet, many of the hurdles are still mastered by the two women together. “If we come across a staircase that doesn’t have an elevator or a handrail, it would present a hurdle that Sindy wouldn’t be able to overcome on her own. If there are two of us, these situations are defused, as I can simply give her the needed help to go up or down the stairs.”

A tandem is not a one-way street

The tandem is not a one-way street and Laura is not Sindy’s chaperone. While Sindy gains access to more cultural events, Laura discovers new places and perspectives she might not have noticed on her own. This is especially the case when Sindy and Laura need to look for alternatives if the actual destination has too many obstacles. “Together we discover

new things and view the city from a different perspective,” says Laura. Thanks to the tandem Laura notices way more barriers that she wouldn’t have noticed before.

Programmes like “Kulturzeit für alle“ are an important step for more barrier-free environments. “I think that cultural institutions are first becoming aware of the demand for accessibility. In many cases, however, this can only be created through projects such as the cultural tandem of the volunteer agency.” An increasing awareness for the needs of people with disabilities would allow in the long term that people with disabilities could visit these cultural institutions on their own without the need of aid.

Translation: Jonne Pietryas

Ein Leben mit CMT

Nur etwa einer von 2500 Menschen ist an der seltenen Nervenerkrankung namens CMT erkrankt. Doch wie macht sich diese Erkrankung im Alltag bemerkbar? Im Gespräch mit einer betroffenen Studentin der MLU.

Während meines Studiums an der MLU habe ich eine junge Frau kennengelernt, die auf den ersten Blick kerngesund erschien. Auf den zweiten Blick erkennt man jedoch, dass sie Probleme beim Laufen hat – mal mehr und mal weniger. Sie erzählte mir im Vertrauen, dass sie mit einer Erkrankung namens Charcot-Marie-Tooth, kurz CMT, lebe und bereit sei, über ihr Leben und die Krankheit zu erzählen. Da sie anonym bleiben möchte, werde ich sie in diesem Artikel Lena nennen.

Ein Einblick in den Körper

Die Charcot-Marie-Tooth-Krankheit ist eine hereditäre-sensorische-motorische-Neuropathie, kurz HMSN – klingt komplizierter, als es ist. Hereditär bedeutet lediglich, dass die Krankheit vererbbar ist, also an leibliche Kinder weitergegeben werden kann. Namensgebend für die Erkrankung sind außerdem die Auswirkungen auf die Sensorik und die Motorik. Da die CMT eine Nervenerkrankung ist, spricht man hierbei auch von einer Neuropathie.

„Der Ursprung meiner Krankheit befindet sich in meinen Genen“, erklärt Lena mir, denn die CMT ist genetisch bedingt und wird durch eine Mutation in einer bestimmten Region im Gen verursacht. Zum Verständnis: Die DNA eines jeden Menschen besteht unter anderem

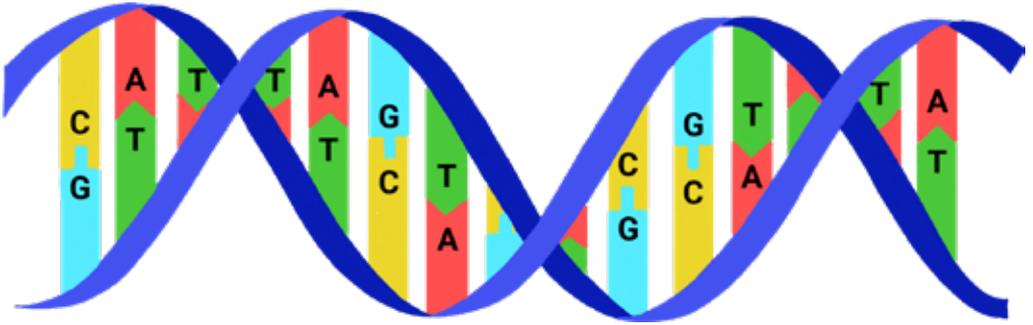
CMT-Formen

Die Charcot-Marie-Tooth-Erkrankung unterteilt sich in viele Formen, die teilweise unterschiedliche Symptomatiken und Vererbungsmuster aufweisen. Bei einigen Typen befindet sich die Mutation auf den Körperchromosomen und werden somit autosomal vererbt. Eine seltenere Form der CMT wird X-chromosomal vererbt. Da die Mutation hier auf dem X-Chromosom (einem der Geschlechtschromosomen) liegt, nämlich in der Genregion GJB1, wird diese Variante CMTX genannt. Diese Form der Erkrankung teilt sich wiederum in Untertypen auf. Eine davon wird als CMTX1 bezeichnet, worunter Lena leidet.

• Liste von verschiedenen CMT-Formen

<https://www.mgz-muenchen.de/erkrankungen/diagnose/uebersicht-hereditaere-motorisch-sensibile-neuropathien-hmsn-cmt.html>





DNA bei Menschen

aus vier Basen, welche abgekürzt A, T, G und C heißen. Diese vier Basen verbinden sich immer mit den gleichen Partnern, nämlich A mit T und G mit C, und bilden somit einen Code. Eine richtige Codierung ist dabei essenziell für eine korrekte Proteinproduktion, die wiederum für den Körper eine wesentliche Bedeutung hat.

„Eine Mutation, wie in meinem Fall, führt zu einer falschen oder sogar nicht möglichen Produktion von gewissen Proteinen, welche meinem Körper letztendlich fehlen.“ Die Proteine, die Lenas Körper fehlen, wären eigentlich an der Bildung der Myelinscheide entlang einer Nervenfaser beteiligt. Diese umgibt die Nerven und sorgt für eine schnelle ungestörte Signalweiterleitung, damit Reize schnellstmöglich am Zielort ankommen. „Die Myelinschicht ist wie eine Isolierung um ein Kabel, damit der Strom sicher fließt und nicht an einigen Stellen austritt“, verdeutlicht Lena.

Bei der CMT ist es also so, dass die Signale, die über die Nerven laufen, manche Bereiche im Körper aufgrund der undichten Myelinschicht nicht ausreichend erreichen. Vor allem sind die Regionen betroffen, die am weitesten von der Körpermitte weg liegen – die Füße und die Hände. Die Muskeln in diesen Bereichen können aufgrund der erschwerten Signalübertragung nur schwer stimuliert und aktiviert werden. „Letztendlich ist es wie

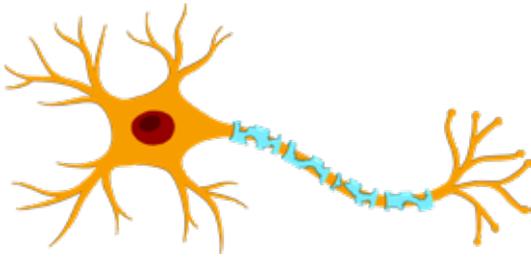
eine Kettenreaktion, die im Körper abläuft. Erschreckend, was ein kleiner Fehler in der DNA für Auswirkungen haben kann, nicht wahr?“

Die Auswirkungen auf den Körper

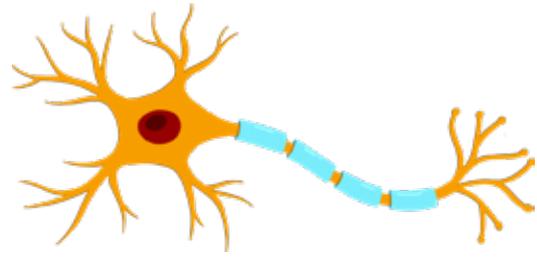
Da die Muskeln in den betroffenen Regionen im Körper weniger stimuliert werden, kommt es zur langsamen Rückbildung der Muskulatur, bis diese im schlimmsten Fall vollständig verkümmert. Auch können Nerven im Laufe

Nicht vorhersagbar

des Lebens absterben, was es für den Körper noch schwieriger macht, die Muskulatur ausreichend anzuregen. Lena erzählt mir, dass es bei ihr bereits zur Muskelrückbildungen im Bereich der Füße und Waden gekommen sei und ihr Sprunggelenk dadurch nicht ausreichend stabilisiert werden könne. Ihr falle das Laufen auf unebenen Untergründen zunehmend schwerer und ihre Muskulatur ist schneller erschöpft als früher. „Ich kann meine Füße auch nicht so kontrollieren, wie es andere können. Ich kann sie nicht so gut anheben, wodurch das Laufen zusätzlich erschwert wird. Seit einigen Jahren lässt auch



Axon (Nervenzellfortsatz) mit beschädigter Myelinschicht



Axon (Nervenzellfortsatz) mit unbeschädigter Myelinschicht

langsam die Kraft in den Händen nach. Das macht mir schon etwas Angst.“

Der Verlauf der Krankheit ist bei jedem Menschen mit dieser Erkrankung anders und nicht vorhersagbar. „Meine Mama, die mir die Krankheit weitervererbt hat, hat zum Beispiel kaum Symptome“, erzählt Lena. „Deswegen wusste sie vorher auch nicht, dass sie selbst die Krankheit hat und konnte meine Symptome anfangs nicht als solche wahrnehmen und später auch nicht zuordnen.“ Erst als Lena ihre Diagnose erhielt, wurde CMTX₁ auch bei ihrer Mutter diagnostiziert. Dass Lenas Mutter nur leichte Symptome hat, ist keine Seltenheit, denn Menschen mit XX-Chromosomen sind von den Beschwerden der Krankheit weniger stark betroffen als Menschen mit XY-Chromosomen.

Bei einer Infoveranstaltung habe Lena kleine Jungen kennengelernt, die ohne Hilfsmittel nicht mehr laufen konnten, und einige Erwachsene, die im Rollstuhl sitzen. „Keiner kann mir sagen, wie es bei mir hinsichtlich der Symptome in 10 Jahren aussieht – vielleicht stagniert das Krankheitsbild, vielleicht wird es schlimmer. Keiner weiß es.“

Der lange Weg zur Diagnose

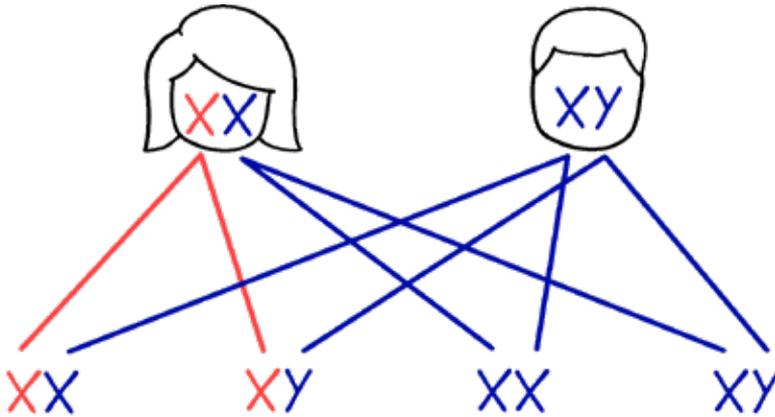
Lena erzählt mir, sie habe die ersten Symptome nie direkt als solche registrieren können. „Mein Vater meinte zu mir, als ich im Grundschulalter war, ich platsche wie eine Ente und

Symptomatik je nach Chromosomensatz

Bei Menschen mit zwei X-Chromosomen liegt eines größtenteils inaktiv vor, um übermäßige Genexpression zu vermeiden. Diese Inaktivierung wird noch während der Embryonalentwicklung zufällig festgelegt und bei weiteren Zellteilungen von neuen Zellen übernommen.

Wird das X-Chromosom, welches die Genmutation aufweist, zufällig inaktiviert, so haben Patient:innen keine Symptome, sondern sind lediglich Träger:innen der Erkrankung. Somit kann die CMTX mehrere Generationen hinweg von Mutter zu Tochter vererbt werden (unter der Annahme von gesunden Vätern), ohne dass Symptome auftreten.

Bei Menschen mit XY-Chromosomen kommt es zu keiner Inaktivierung, da es in der Regel nur ein X-Chromosom gibt. Das aktive, mutationstragende Geschlechtschromosom führt zur vollständigen Ausprägung der Symptomatik.



Lenas Wahrscheinlichkeit, ihren Kindern die Krankheit weiterzuvererben, liegt bei 50 Prozent – unabhängig vom Geschlecht.

ich solle meine Füße besser anheben und versuchen abzurollen. Doch so einfach war das nicht.“ Sie habe nie das Gefühl gehabt, dass mit ihr etwas nicht stimme. „In so einem jungen Alter vergleicht man sich ja auch noch nicht so mit anderen.“

Erst mit zunehmendem Alter bemerkte Lena, dass sie vor allem im Sportunterricht nicht so gut war wie viele andere. „Ich war nicht unsportlich. Ich war schlank, habe in meiner Freizeit Sport gemacht – aber ich merkte, dass mein Körper nicht so konnte, wie ich das wollte. Aber ich wusste nicht warum. Ich wurde bei Mannschaftswahlen fast immer als letzte gewählt. Das war schon manchmal erniedrigend.“ Vor allem beim Sprinten und Bodenturnen habe sie Probleme gehabt. „Sobald man in die Pubertät kommt, fängt man an, sich zu vergleichen. Und ich realisierte vor allem im Urlaub am Strand, dass die Füße der anderen Menschen anders aussahen. Naja, eigentlich sahen meine anders aus.“

Lena begriff so langsam, dass es einen Grund für ihr Gefühl gab, anders zu sein. Als sie in der 10. Klasse war, wurde bei einer anderen Untersuchung ein Arzt aus Zufall auf ihre Füße aufmerksam und zog einen Neurologen hinzu, welcher sofortige Tests anordnete und

erstmals eine Diagnose in den Raum warf – die Charcot-Marie-Tooth-Krankheit. Diese konnte wenige Monate danach genetisch gesichert werden. „Für mich war es einerseits eine Erleichterung zu wissen, was mit mir nicht stimmte. Andererseits entstanden so viele neue Fragen und Ängste in meinem Kopf. Durch den Leistungskurs Biologie in der Oberstufe lernte ich die Zusammenhänge in meinem Körper in Bezug auf die Krankheit zu verstehen.“

Die Auswirkungen auf das Leben

Seitdem habe sich so einiges verändert, erzählt Lena. Arztbesuche, schmerzhafte Untersuchungen, Physiotherapie – aber vor allem das Bewusstsein für die Krankheit beeinflusste den Alltag. „Ich habe die Erkrankung ständig im Kopf. Wenn ich stolpere, frage ich mich: ‚Liegt das jetzt an der Krankheit? Wird es schlimmer? Oder bin ich nur tollpatschig und wäre über diese Wurzel jeder gestolpert?‘“ Die CMT sei ein ständiger Begleiter im Alltag, aber sie lerne zunehmend damit umzugehen. „Ich weiß, was ich meinem Körper zutrauen kann und was nicht mehr geht.“

Da sich Lenas Symptome aber von Jahr zu Jahr verschlechtern, falle es ihr manchmal

schwer zu akzeptieren, dass manche Dinge, die sie vor zwei Jahren noch locker geschafft habe, für ihren Körper nicht mehr machbar sind. „Ich bin zum Beispiel früher jedes Jahr mit meiner Familie Ski gefahren – und das jeden Tag, eine Woche lang. Heute würde ich maximal zwei Stunden am Stück schaffen und bräuchte danach einen Tag Pause.“ Lena versuche trotzdem positiv an solche Dinge ranzugehen. „Ich freue mich dieses Jahr besonders auf den Skiurlaub. Ich werde meinen Hund mitnehmen, der Schnee genauso liebt wie ich, und dann werden wir gemeinsam Schneewanderungen machen, statt Ski zu fahren. Man muss einfach lernen, das Beste aus der ganzen Sache zu machen.“

Noch kommt sie zum aktuellen Zeitpunkt in ihrem alltäglichen Leben ohne Hilfsmittel klar. „Ich möchte es so lange ausreizen, wie es geht. Aber ich weiß, dass es in zehn Jahren anders aussehen kann – das ist allerdings ein Problem von Zukunfts-Lena.“

Was die Zukunft bringt

Da die Charcot-Marie-Tooth-Erkrankung genetisch bedingt ist, gibt es keine Heilung der Ursache. Lediglich die Symptome können durch Physio- und Ergotherapie, aber auch durch anderen Behandlungsmöglichkeiten therapiert werden. Lena gehe davon aus, dass sich ihre Beschwerden nicht mehr einzig und allein durch diese Behandlungen verbessern werden. Aber sie können helfen, besser mit der Krankheit im Alltag umzugehen.

„Ich wurde auch schon über die ein oder andere Studie aufgeklärt. Die meisten wurden aber wegen fehlender Gelder wieder eingestellt.“ Das aktuelle Testverfahren, über welches Lena sich informiert habe, sei allerdings sehr vielversprechend. Dabei soll erreicht werden, dass durch Medikamente naheliegende Nerven die Bereiche der Gliedmaßen übernehmen, in

denen nicht genügend Signale zur Muskelstimulation ankommen. Aufgrund erfolgreicher Tierversuche geht die weltweite Studie nun in die zweite Phase über. „Leider kann ich an diesem Verfahren nicht teilnehmen, da nur Menschen mit CMT1a und CMT1b eingeschlossen sind.“ Da die Symptome dieser Formen ähnlich zu Lenas Beschwerden sind, könne sie auch von den zukünftigen Medikamenten profitieren. „Ich bin auf jeden Fall zuversichtlich, dass es irgendwann eine Möglichkeit gibt, mit dem die Symptome behandelt werden können.“

Langer und teurer Weg

Lena macht sich aber nicht nur über ihre eigene Zukunft Gedanken – auch die Familienplanung ist für sie ein großes Thema. Die Wahrscheinlichkeit, ihren Kindern die Krankheit weiterzuerben, liegt bei 50 Prozent – unabhängig vom Geschlecht. Zum aktuellen Zeitpunkt könne sie sich nicht vorstellen, das Risiko einzugehen und zu hoffen, dass ihre Kinder auf natürlichem Wege gesund zur Welt kommen. „Die Krankheit verkürzt zwar nicht das Leben, aber sie hat Einfluss auf die Qualität. Außerdem möchte ich nicht, dass sie später auch entscheiden müssen, ob sie es mit ihren Gewissen vereinbaren können, die CMT eventuell an ihre Kinder weiterzuerben.“

Es gibt heutzutage einige Verfahren, die zur frühzeitigen Diagnostik eingesetzt werden. Eine davon ist die Präimplantationsdiagnostik, bei der mehrere durch künstliche Befruchtung entstandenen Embryonen im Labor untersucht werden und anschließend ein gesunder Embryo in die Gebärmutter eingepflanzt wird. „Das wird zwar ein langer, komplizierter und vor allem teurer Weg, aber das ist es mir wert.“

Text und Bilder: Anne Fischer

Fasst euch an!

Jedes Jahr erkranken weltweit circa 20 Millionen Menschen an Krebs. In Deutschland werden etwa 500 000 Personen jährlich mit einer Krebsart diagnostiziert. Die größten Heilungschancen bestehen, wenn die Erkrankung frühzeitig erkannt wird. Auch junge Leute sind vermehrt betroffen.

Nach Herz- und Kreislauferkrankungen gilt Krebs als zweithäufigste Todesursache in Deutschland. Jeder vierte Todesfall ist dieser Krankheit zuzuschreiben. Zwar tritt zum Großteil bei Personen im höheren Alter eine Form von Krebs auf, doch wird auch immer häufiger bei jungen Menschen eine solche Diagnose gestellt. Dies liegt vor allem daran, dass die Früherkennungstests genauer geworden sind und früher getestet wird.

Die bekannteste und prägnanteste Art der Vorbeugung einer Krebserkrankung ist das Führen eines „gesunden Lebensstils“, welcher beispielsweise den Verzicht auf Rauchen und Alkoholmissbrauch, eine gesunde und ausgewogene Ernährung, regelmäßige Bewegung und einen guten Schutz vor UV-Strahlung umfasst. Auf dem Campus und

vielen Uni- oder WG-Partys lässt sich hingegen der Konsum von Tabak und Alkohol unter Studis sehr gut beobachten. Über die gesunde Lebensführung hinaus ist es sinnvoll, sich über weitere präventive Maßnahmen zu informieren.

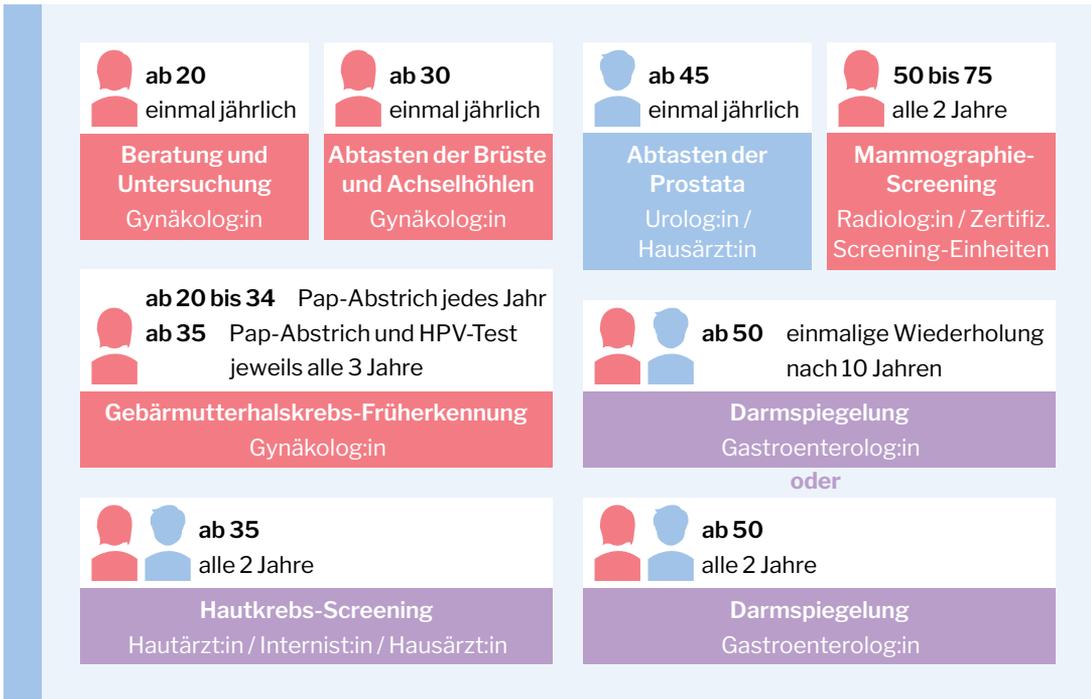
Vorsorge und Früherkennung

Die Krebsvorsorge und -früherkennung ist in Deutschland gesetzlich geregelt. Es gibt ein festgelegtes Früherkennungsprogramm, welches dazu beitragen soll, die Sterblichkeit zu verringern. Dieses ist für Personen gedacht, die kein erhöhtes Risiko tragen, an Krebs zu erkranken. Dies wäre etwa durch Fälle in der Familie oder andere Vorerkrankungen gegeben.

Dieses Programm, dessen Teilnahme freiwillig ist, richtet sich zum Großteil an Personen ab dem 30. Lebensjahr. Allerdings bedeutet dies nicht, dass jüngere Menschen von ärztlichen Untersuchungen ausgenommen sind. Wer Beschwerden hat oder Veränderungen am eigenen Körper feststellt, kann sich unabhängig vom Früherkennungsprogramm untersuchen lassen, und es besteht immer die Möglichkeit, sich bei Ärzt:innen zu informieren, wann welche Maßnahmen für die eigene Situation sinnvoll sind. Zum Beispiel haben

Disclaimer

In diesem Artikel wird im Bezug auf verschiedene Krebsarten und Krebsvorsorge in „Frauen“ und „Männer“ unterteilt. Selbstverständlich sind hierbei alle Personen angesprochen, die über die jeweils relevanten Organe verfügen.



Früherkennungsuntersuchungen, die von den gesetzlichen Krankenkassen bezahlt werden

junge Frauen ab dem 20. Lebensjahr einen Anspruch darauf, einmal jährlich eine Vorsorgeuntersuchung gegen Gebärmutterhalskrebs durchführen zu lassen.

diese in späterem Alter, auch nach dem 18. Lebensjahr, nachzuholen. Wie diese Möglichkeit besteht und ob man es selbst finanzieren muss, sollte man bei der Krankenkasse abklären lassen.

Auch Jüngere sollten sich informieren

Zudem empfiehlt die STIKO eine HPV-Impfung bei jungen Menschen im Alter von 9 bis 14 Jahren. Humane Papillomviren können bestimmte Krebsvorstufen und Krebs selbst auslösen, wogegen die Impfung vorbeugen kann. Der Schutz vor HPV ist nicht nur für Frauen sinnvoll und wichtig. Daher sollte die Impfung geschlechtsunabhängig in Betracht gezogen werden. Es ist möglich,

Die Altersgrenzen für die Empfehlungen von Vorsorge- und Früherkennungsmaßnahmen sind vor dem Hintergrund festgelegt worden, dass statistisch gesehen die meisten Diagnosen Menschen im mittleren und höheren Alter betreffen. Die Kosten-Nutzen-Abwägung fällt entsprechend zugunsten dieser Bevölkerungsschichten aus. Für diese Kalkulation sind beispielsweise die Kosten und der Aufwand von Screeningprogrammen gerechtfertigt, wenn die entsprechende Krankheit in einer Altersgruppe weit verbreitet ist.

Weil also Studierende – zum Glück – nicht statistisch relevant genug sind, lohnt es sich für

Krankenkassen finanziell nicht, Programme für diese Altersgruppe zu organisieren. Das heißt allerdings nicht, dass jüngere Menschen sich nicht auch mit dem Thema Krebs auseinandersetzen und darüber informieren sollten.

Wenn es darum geht, Krebserkrankungen frühzeitig zu erkennen, wird zwischen Vorsorge und Früherkennung unterschieden. Die Begriffe werden oft auch synonym verwendet, bedeuten aber eigentlich Unterschiedliches: Von **Früherkennung** spricht man, wenn Gewebeeränderungen beziehungsweise Tumoren zu einem Zeitpunkt entdeckt werden, in dem sie noch sehr klein sind und keine Beschwerden, wie zum Beispiel Schmerzen, verursachen. Dadurch können sie leichter entfernt werden und die Heilungschancen steigen erheblich. Die **Vorsorge** kann Krebs verhindern, indem Vorstufen erkannt und behandelt werden. So etwa, wenn man eine Gewebeeränderung entfernt, bevor sie bösartig

wird. Beispiele hierfür sind die Vorsorgeuntersuchung gegen Gebärmutterhalskrebs bei Gynäkolog:innen oder ein regelmäßiger Hautcheck durch Hautärzt:innen.

Krebs bei jungen Menschen

Nach Angaben des Robert-Koch-Instituts sind die häufigsten Krebsarten in der Altersgruppe 20 bis 29 Hautkrebs, Brustkrebs und Hodenkrebs.

Hautkrebs ist unter allen Krebserkrankungen die am häufigsten auftretende. Hierbei wird zwischen dem weiter verbreiteten weißen und dem schwarzen Hautkrebs unterschieden. Letzterer ist die weitaus gefährlichere Form. Hierbei handelt es sich um Tumoren der Haut, auch maligne Melanome genannt. Diese bilden im Gegensatz zum weißen Hautkrebs deutlich häufiger Metastasen. Der größte beeinflussbare Risikofaktor ist UV-Strahlung. Vor allem, wenn man zeitlich begrenzt einer extremen Belastung ausgesetzt war, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, an schwarzem Hautkrebs zu erkranken. Dies ist zum Beispiel dann der Fall, wenn man in der Kindheit und Jugend schwere Sonnenbrände davongetragen hat. Außerdem besteht ein erhöhtes Risiko bei Menschen mit einem hellen Hautton und Personen mit vielen Muttermalen.

Eine große Hilfe bei der Selbstuntersuchung bildet die ABCDE-Regel dabei, verdächtige Leberflecken und Muttermale (Pigmentale) zu erkennen. Als solches gelten Hautveränderungen bei: **a**symmetrischem Aufbau, unregelmäßiger **B**egrenzung, unterschiedlichen Farbtönen (**C**olor), einem **D**urchmesser größer als 5 Millimeter und einer **E**ntwicklung beziehungsweise Veränderung des Pigmentals.

Brustkrebs ist bei Frauen mit circa 30 Prozent der Neuerkrankungen die mit Abstand am häufigsten auftretende Form von Krebs. Sie fordert gleichzeitig die meisten Todesopfer

Weitere und ausführlichere Informationen

findet man im Internet:

- Deutsche Krebsgesellschaft
- Krebsinformationsdienst des Deutschen Krebsforschungszentrums (DKFZ)
- gesund.bund.de (Bundesgesundheitsministerium)

und vor Ort:

- Sachsen-Anhaltische Krebsgesellschaft (SAKG)
Paracelsusstraße 23
06114 Halle (Saale)

Dort finden Betroffene, Angehörige und Interessierte Beratung und Informationen.

unter weiblichen Krebspatientinnen. Aber auch Männer können in seltenen Fällen daran erkranken. Hierbei tritt ein bösartiger Tumor im Drüsengewebe der Brust auf, der sowohl hormonabhängig als auch hormonunabhängig wachsen kann. Erkennen kann man die Erkrankung beispielsweise an tastbaren Knoten in der Brust, dem Einziehen der Brustwarze, an austretender Flüssigkeit aus dieser, oder an einer Rötung und Überwärmung der Brust über längere Zeit.

Regelmäßig abtasten

In den meisten Fällen kann für das Auftreten von Brustkrebs bei Betroffenen keine eindeutige Ursache gefunden werden. Es gibt aber auch hier Risikofaktoren, welche die Tumorbildung begünstigen: der größte Faktor ist zwar das steigende Lebensalter, aber auch die erbliche Veranlagung für Brustkrebs, also eine genetische Veränderung der sogenannten Brustkrebs-Gene, oder eine intensive Strahlenbehandlung des Brustkorbs in der Jugend steigern das Risiko für Brustkrebs deutlich. Zu einer geringen Erhöhung können auch hormonelle Einflüsse führen, zum Beispiel eine frühe erste Regelblutung.

Selbstuntersuchungen können vor allem durch regelmäßiges Abtasten durchgeführt werden. Am besten eine Woche nach der Regelblutung, da dann das Gewebe weicher ist. Dabei ist ein systematisches Vorgehen sinnvoll, um die Brust möglichst genau zu untersuchen. Außerdem empfiehlt es sich, die Abtastung einmal im Stehen und einmal im Liegen durchzuführen und zusätzlich vor einem Spiegel auf sichtbare Veränderungen zu prüfen. Wichtig ist auch, die Achselhöhlen gut abzutasten, da Brustkrebs am häufigsten

im oberen Teil der Brust, zwischen Achselhöhle und Schlüsselbein auftritt.

Hodenkrebs ist eine bösartige Tumorerkrankung, die im Hoden entsteht, und bildet in der Altersgruppe 25 bis 45 Jahre die häufigste Krebserkrankung. Etwa jeder Vierte aller männlichen Krebspatienten bekommt die Diagnose Hodenkarzinom gestellt. Die meisten Männer werden selbst auf eine Veränderung des Hodens, wie eine Schwellung ohne Schmerzen, aufmerksam. Typische Beschwerden sind ein Schweregefühl, eine tastbare Verhärtung am Hoden, ein einseitiges Ziehen in der Leistenregion oder auch eine vergrößerte Brustdrüse aufgrund der hormonellen Aktivität des Hodens.

Wie bei den anderen Krebsformen gibt es auch hier Risikofaktoren, die die Tumorbildung begünstigen. Zu ihnen gehören beispielsweise eine Fruchtbarkeitsstörung, Hodenhochstand in der Kindheit oder aber Hodenkrebskrankungen in der Familie. Frühere Bedenken, das Tragen des Smartphones in der Hosentasche könne Krebserkrankungen fördern, wurden mittlerweile widerlegt. Aus einer im vergangenen Jahr veröffentlichten Metastudie der WHO in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Strahlenschutz ging hervor, dass sich kein kausaler Zusammenhang zwischen Handystrahlung und der Entstehung von Krebs nachweisen lässt.

Tag der Krebsvorsorge

ist am 28. November. Dieser Tag ist von der AOK und der Deutschen Krebshilfe ins Leben gerufen worden, um über Früherkennungsuntersuchungen zu informieren und aufzuklären und auf die Vorsorge aufmerksam zu machen.

Um eine Veränderung am Hoden festzustellen, empfehlen Fachleute eine regelmäßige, am besten monatliche Selbstuntersuchung. Ein gesetzliches Früherkennungsprogramm für Hodenkrebs gibt es nicht, auch wenn eine jährliche Tastuntersuchung durch Ärzt:innen ab dem 45. Lebensjahr zur allgemeinen Früherkennung gehört. Die Selbstuntersuchung erfolgt am besten im Stehen unter der Dusche oder nach einem warmen Bad. Zu achten ist dabei auf schmerzlose Verhärtungen oder Vergrößerungen des Hoden selbst oder daran. Auch kleine spürbare Knoten können ein Hinweis sein.

Vor allem in jungen Jahren sollte die Krebsvorsorge nicht vernachlässigt werden. Auch wenn für viele junge Leute die Familienplanung noch ein Thema für die eigene Zukunft ist, kann diese im schlimmsten Fall durch eine Krebsdiagnose schlagartig beeinträchtigt werden. Wenn man den eigenen Körper, so gut es geht, kennenlernt, können Veränderungen schnell und rechtzeitig erkannt und behandelt werden.

Bodycheck gegen Krebs

Die Thüringische Krebsgesellschaft hat Anfang 2023 in Zusammenarbeit mit dem Thüringer Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Frauen und Familie das Projekt „Bodycheck gegen Krebs – du hast es in der Hand!“ zur Sensibilisierung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen ins Leben gerufen. Hierbei werden Themen wie Krebs, Krebsprävention und Krebsfrüherkennung verständlich aufbereitet. Damit soll erreicht werden, dass junge Menschen mehr Selbstuntersuchungen durchführen und Veränderungen schneller bemerken können, da insbesondere Tumoren der Brust, der Hoden und der Haut meist von Betroffenen selbst identifiziert werden. Die Untersuchung des eigenen Körpers ist eine wichtige

ergänzende Maßnahme der Krebsprävention und sollte frühzeitig bei Jugendlichen etabliert werden. Auf ihrer Webseite finden sich vielerlei einführende Informationen für Jugendliche, aber auch für Eltern, Bezugspersonen oder Interessierte. Die Inhalte der Seite wurden von Fachkräften aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnisse und in Zusammenarbeit mit Jugendlichen zusammengetragen und für die Zielgruppe verständlich aufbereitet. In verschiedenen Formaten führen die Verantwortlichen des Projekts junge Menschen an Themen rund um Krebs heran: Es gibt beispielsweise Flyer und animierte oder bebilderte Anleitungen zur Selbstuntersuchung oder Duschkarten. Die Aufklärungsmaterialien können kostenlos nach Hause bestellt werden.

Hoffnungsvolle Zukunft

Krebs wird zwar als Volkskrankheit benannt, allerdings sinkt die Sterberate. Seit 2010 sind 7 Prozent weniger Frauen und 12 Prozent weniger Männer an Krebs gestorben. Die Forschung hat in den letzten Jahrzehnten deutliche Fortschritte in der Behandlung und Vorbeugung von Krebs gemacht. Somit ist eine Krebsdiagnose schon lange kein Todesurteil mehr. Generell gilt, dass man Vorsorge ernst nehmen sollte. Regelmäßige Untersuchungen und Checks durch Ärzt:innen, aber auch Selbstuntersuchungen werden empfohlen. So kann man den eigenen Körper kennenlernen und schnell auf Veränderungen reagieren.

Text: Philip Schumacher

Infografik: Konrad Dieterich

• <https://www.bodycheck-gegen-krebs.de/>





Julian in Chemnitz

Heymat: Identität und Persönlichkeit

Patriotismus, aber bitte ohne unbegründeten Stolz. Das geht, zumindest für mich. Die emotionale Nähe zu meiner Geburtsstadt prägt mich sehr in meiner Identifikation. Ein Faktor dessen ist auch der Schriftsteller Stefan Heym.

Wir exportieren!
Wir exportieren!
Wir machen Export in Offizieren!
Wir machen Export!
Wir machen Export!
Das Kriegsspiel ist ein gesunder Sport!

Das ist der Beginn des 1931 veröffentlichten Gedichtes „Exportgeschäft“, entstanden unter einer Schulbank in einer freien Religionsstunde. Stefan Heym, damals noch unter seinem Geburtsnamen Helmut Flieg, wurde in Folge der Veröffentlichung seines Werkes der Schule verwiesen. Dieser Akt war gewissermaßen der Startpunkt für ein unglaublich bewegtes Leben.

91 Jahre später begann auch für mich ein neues Kapitel mit dem Verlassen derselben Schule – im Gegensatz zu Heym jedoch mit meinem Abiturzeugnis und ohne von Nazis verfolgt zu werden. Er empfand also aus nachvollziehbaren Gründen nie eine so enge Bindung zu unserer gemeinsamen Heimat Chemnitz. Dagegen war ich schon lange ein kleiner Lokalpatriot. Mit meinem Auszug aus der Stadt wurde diese Einstellung nur stärker. Ironischerweise hat gerade Stefan Heym daran einen Anteil.

Ostdeutsche Erfahrungen

Wenn mich jemand fragte, wo der Ursprung der Liebe zu meiner Heimatstadt liegt, würde ich es an zwei Punkten fest machen. Der erste ist mein Ostdeutschsein. Die Frage, ob es so etwas wie eine ostdeutsche Identität gibt, bejahe ich. Sie mag konstruiert sein, wie so manches an Identitäten. Sie ist – im Gegensatz zu meinem in Ostdeutschland liegenden Geburtsort – kein Faktum. Sie ist etwas historisch Gewachsenes und offensichtlich über Generationen hinweg Feststellbares. Obschon unsere Eltern anders mit ihr umgehen mögen als wir.

Kein Platz für Nationalismus und Pessimismus

Ich nehme mich nicht nur als Deutscher, sondern als Ostdeutscher wahr. Unabhängig davon, wie es politisch und geschichtlich zur Herausbildung einer solchen Wahrnehmung bei Menschen kommen konnte, bedeutet die Identifikation als „ostdeutsch“ für mich, Unterschiede aufzuzeigen, Ungerechtigkeiten zu kritisieren und realistisch auf Schwächen und Stärken meiner Heimat hinzuweisen. Da ist kein Platz für Nationalismus und

Pessimismus. Ich kann nichts dafür, dass ich dort geboren wurde, aber wenn ich schon mal da bin, kann ich versuchen, etwas daraus zu machen.

Der zweite Punkt liegt darin, dass ich ganz einfach zwanzig Jahre in dieser Stadt, in Chemnitz, gelebt habe. Meine gesamte Kindheit und Jugend spielten sich an den immer gleichen Plätzen, auf den immer gleichen Straßen ab. Ich weiß, was meine Heimat ausmacht, warum es lohnt, in ihr zu leben oder sie zu besuchen. Natürlich neige ich dazu, Vergangenes manchmal zu glorifizieren, aber ich kann sehr ehrlich behaupten, dass mein Heranwachsen von vielen positiven Erfahrungen geprägt war. Es gibt für mich keinen Grund, Chemnitz anderen gegenüber schlechtzureden. Realistisch sein bleibt da für mich die Zauberformel. Wie oben bereits angeklungen ist, sollten Probleme immer ausgesprochen werden, genauso aber wie Erfolge und Potentiale.

Genau bei diesem zweiten Aspekt kommt Heym ins Spiel.

Heymvorteil

Wer in Chemnitz nach Spuren des Ehrenbürgers Heym sucht, der wird zur Genüge fündig. Orte, Institutionen, Preise, überall findet sich die Beschäftigung mit ihm. Ich weiß nicht, wann genau ich seinen Namen das erste Mal hörte, aber ich vermute, dass es in Zusammenhang mit dem Stefan-Heym-Wettbewerb war. Dabei dürfen Schüler:innen der ganzen Stadt ihre eigenen Texte einreichen. Ausgerichtet wird er vom Karl-Schmidt-Rottluff-Gymnasium, also dort, wo er und ich zu ganz unterschiedlichen Zeiten Schüler waren.

Ohne noch zu wissen, in welchem Fach, wurde uns vor allem die Anekdote des „Exportgeschäfts“ gelehrt, um uns zu vermitteln, wer dieser Mann war. Durch Lehrkräfte und erste eigene Recherchen wusste ich so zu Beginn



Haus I des Karl-Schmidt-Rotluff-Gymnasiums. Als Stefan Heym zur Zeit der Weimarer Republik dort zur Schule ging, hieß es Staatsgymnasium.

nur, dass er viel beachtete Bücher geschrieben und gegen die Nazis Widerstand geleistet hatte. Beides war mir zutiefst sympathisch und von da an hörte ich genauer hin, wenn von Stefan Heym die Rede war.

Von diesem Halbwissen angefacht, empörte ich mich später in der Oberstufe wie meine Deutschlehrerin darüber, dass eine neu gebaute Schule den Titel „Stefan-Heym-Gymnasium“ erhielt und eine Kooperation mit der Stefan-Heym-Gesellschaft anstrebte, mit der unsere Schule eine lange Partnerschaft verband. Ich hatte in diesem Mann meinen persönlichen Lokalhelden entdeckt.

Glückliche Fügungen

Zum wirklichen Enthusiasten über ihn wurde ich allerdings erst in den letzten Jahren. Mein Großvater, zu dessen persönlicher Bückware* in der DDR begehrte Bücher gehörten,

Bückware



bezeichnet Waren im Einzelhandel, für die Kund:innen oder Verkäufer:innen sich sinnbildlich oder tatsächlich unter den Ladentisch bücken müssen. In der DDR handelte es sich um Artikel, die knapp und nur durch Tausch oder persönliche Beziehungen erhältlich waren. Vielfach wurden in der DDR Waren, die nicht in ausreichender Menge verfügbar waren, nur auf Nachfrage oder an Bekannte verkauft. Anders als in der Bundesrepublik konnte es sich dabei auch um Waren des täglichen Bedarfs handeln.

Quelle: Wikipedia

gewährte mir freien Zugang zu seiner Sammlung, und neben Thomas Mann oder Karl Marx staubte ich auch eine ganze Reihe der bekanntesten Werke Heyms ab.

So kam eines zum anderen. Ich stolperte über ein Interview mit ihm aus den 80er-Jahren, das mich für seine Lebensgeschichte begeisterte, und nachdem ich, es ist noch gar nicht lange her, erst die „Fünf Tage im Juni“ und anschließend sein „Schwarzenberg“ gelesen hatte, war es dann endgültig um mich geschehen. In ersterem verarbeitet Stefan Heym literarisch die Lage in der DDR rund um den Arbeiteraufstand am 17. Juni 1953, „Schwarzenberg“ handelt von der gleichnamigen Kreisstadt, die weder von den Alliierten noch von der Sowjetunion besetzt war.

Klartext!

Die Faszination für seine Bücher und sein Handwerk rührt von zwei Aspekten her: zum einen von Heyms Art des Schreibens und zum anderen von seinen persönlichen Hintergründen, die elementar für sein Werk waren.

Sein Schreibstil mag für manche gewöhnungsbedürftig sein. Viele lange Sätze, die angereichert sind mit einer Sprache, wie sie heute wohl als eher altbacken empfunden werden dürfte. Doch ich finde Gefallen an dieser eigensinnigen Form, denn sie enthält doch eine bestechende Klarheit. Er bringt Situationen wunderbar auf den Punkt, auch wenn er dafür gelegentlich einen oder zwei Nebensätze mehr einbaut. Er versteckt sich nicht hinter Metaphern oder überzeichneten sprachlichen Bildern.

Wer die Autobiographie des gebürtigen Chemnitzers gelesen hat, der erkennt, wie eng Heyms Arbeiten mit seinem persönlichen Leben verknüpft sind. Sicher, es ist gang und gäbe, dass Autor:innen ihre Inspiration zunächst aus dem eigenen Umfeld erhalten. Doch

bei Stefan Heym erscheint mir dieser Umstand noch eindrücklicher. Ob Zweiter Weltkrieg, Situation der Arbeiter:innen in den USA und der UdSSR, Zustände in der DDR oder Beschäftigung mit dem Glauben, er holte sich den Stoff für seine Geschichten direkt aus dem Leben. Er hatte den Anspruch, nicht den idealen, sondern den wirklichen Menschen darzustellen.

Heym war Zeit seines Lebens kritischer Denker. Seine Vision einer gerechten Gesellschaft stets vor Augen schreckte er nie davor zurück, sich einzubringen. Dabei war er den herrschenden Instanzen der Staaten, für deren Demokratisierung er sich einsetzte, nicht selten ein Dorn im Auge. Er geriet in das Visier des Senators McCarthy, der förmlich davon besessen war, alles, was nach Kommunismus aussah, zu beseitigen. Auch die SED ließ Heym überwachen, was ihn jedoch nicht davon abhielt, weiter öffentlich Position zu beziehen. Stefan Heym war ein Unangepasster, ein Kritiker, aber vielleicht auch jemand, der es deshalb schwer hatte, irgendwann einmal wirklich anzukommen.

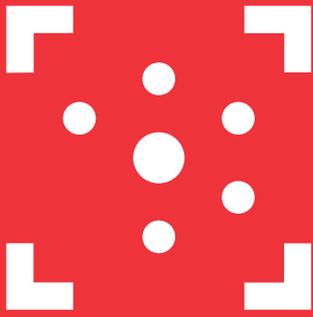
Nachwirkung

Mit Heym ist da also ein Mann, der so vieles von dem verkörperte, was mich begeistert und er kam auch noch aus meiner Stadt, war auf meiner Schule! Selbstverständlich ist das ein Zufall und keine Leistung. Gleichzeitig verdankt sich diesem Zufall, dass Chemnitz, meine alte Schule und ich selbst um ein großes Vorbild und einen prägenden Charakter reicher sind.

Für den Lokalpatrioten in mir gilt: meine Heimat ist auch Stefan-Heym-Stadt.

Text: Julian Herold

Fotos: Julian Herold, Kleeblatt187 (CC BY-SA 4.0) <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:2020-04-04-Chemnitz-Hohe-Stra%C3%9Fe-25.jpg>



Stura aktuell

Für den Inhalt ist der Studierendenrat der Martin-Luther-Universität verantwortlich.

Elke und die Zugvögel

Zum Jubiläum der hastuzzeit will auch der Stura einen Blick zurück wagen. Dafür haben wir uns mit Elke getroffen, die bereits seit 2010 für den Stura im Büro arbeitet.

Liebe Elke, du bist quasi das Herz vom Stura, du bist schon ganz lang dabei. Aber für alle, die dich noch nicht kennen: Wer bist du eigentlich?

Mein Name ist Elke Lopens. Ich habe in Halle ab 1973 Germanistik und Kunstwissenschaften studiert. Ich bin in Leipzig geboren, in Mecklenburg aufgewachsen und nach meinem Studium bin ich nie wieder richtig zurückgegangen. Nur als Urlauberin, weil ich einfach hier in der Stadt Wurzeln geschlagen habe. Ich habe dann hier eine Familie gegründet und war nach meinem Forschungsstudium ganz lang am Theater tätig.

Danach habe ich im Stura angefangen. Der Stura wollte sein Konzept ändern, und zwar dahingehend, dass man für Studierende, die in Not sind, eine feste Zeit hat, wo man erreichbar ist. Und das

ging mit Studierenden nicht so gut, weil die eben semesterweise einen Stundenplan haben. Und so bin ich quasi an meine alte Uni zurück, die sich in der Zwischenzeit aber total verändert hat, weil sich auch die Gesellschaftsform verändert hat.

Mir hat geholfen, dass ich vorher am Theater gearbeitet habe, da musste ich schon ein bisschen stressresistent und bekloppt sein, wenn man das so lange aushält. Und das hat im Stura sehr geholfen, weil man Sachen kriegt, auf die man sich nicht vorbereiten kann, sondern dann in der Situation gucken muss, was man macht.

Was machst du beim Stura?

Ich bin zuständig fürs Büro. Am Anfang war ich alleine mit zwei weiteren Angestellten. Das ist immer der Systemadministrator und jemand für Öffentlichkeitsarbeit gewesen. Weil die immer einen studentischen Hintergrund hatten, wechselten die häufiger und ich bin da einfach geblieben, weil sich das

bewährt hat. Ich habe den Anspruch gehabt, dem Stura den Alltag vom Hals zu halten, damit die anderen konzeptionell arbeiten können. Also das, was immer wiederkehrt, wozu man Netzwerke braucht und was behindert, wenn man bestimmte politische oder strukturelle Sachen machen will. Darüber bin ich so ein bisschen Mutti geworden. Ich wusste schon, wer mal wenig Geld hat oder wer gerade unglücklich verliebt ist. Aber auch Hexe, weil wenn man mit mir eine Verabredung hat und hält sie nicht ein, da gibt es schon mal lange Ohren.

Was motiviert dich schon so lange für den Stura zu arbeiten?

So ein Gebilde, wie es jetzt ist, gab es zu meiner Studienzeit nicht. Mich hat genervt, dass es damals nicht so ging. Es gab natürlich auch was, worum sich die Studierenden politisch kümmern konnten damals, aber das war staatsgelenkt und das war nicht so frei. Und man hatte auch selber kein Geld zur Verfügung, sondern das lief völlig anders.

Mich hat sehr interessiert, wie dieses Gebilde ist. Mich haben die neuen Leute interessiert, die also gesagt haben „Ich binde mir da Zeit ans Bein, ich möchte mich engagieren.“ und ich wollte rauskriegen, wer die sind. Was machen die? Warum? Die Mitglieder wachsen ja nach und dadurch erlahmt das Interesse nicht. Und natürlich bleibt man ein Stück jung.

Ich bin ja in der glücklichen Lage, dass ich dann auch mitkriege, wer reingeflogen kommt und wie die wieder rausfliegen. Und mittlerweile habe ich „Kinderchen“ auf der ganzen Welt, die ja überall arbeiten und die hier durch eine

Schule gegangen sind, und es ist einfach wunderbar und herzerfrischend.

Was ist dein Eindruck über die 15 Jahre Studierendenräte, die du jetzt schon begleitet hast? Was sind das für Leute?

Erst mal sind es Leute, die nicht nur an sich selber denken, sondern selber noch ein anderes Anliegen haben als „Ich bin hier, mach mein Studium so schnell wie möglich und dann Kohle verdienen“. Entweder suchen sich aus den Angeboten was aus und ordnen sich zu, oder sie haben von vornherein schon ein richtiges Anliegen und sagen: Ich versuch mal, ob ich nicht über diese Struktur hinkriege, das zu verwirklichen. Das gefällt mir gut. Und zwischendrin gibt es auch welche, die sich für die Vita wählen lassen, das sind dann die sogenannten „Armheber“. Die sind aber für das Ding an sich nicht hilfreich.

Und es gab ja in der Zwischenzeit so viele verschiedene Amtszeiten, dass man sagen kann, es gab auch mal einen Stura, der nicht viel unternommen hat und manche sind natürlich auch in Jahren dabei gewesen, wo ich sage: „Ach du Scheiße, wie haben wir das hingekriegt?“

Ich bin kurz nach dem Bildungsstreik gekommen und da ging es um die Zusammenlegung der Universitäten, daraufhin wurde „Halle bleibt“ gegründet. Die zwei Jahre ging es richtig um die Wurst, das Büro hatte zusätzlich nach Bedarf geöffnet. In Halle fand eine Rektorenkonferenz mit der Landesregierung statt. Die Gewerkschaften, der Personalrat, die Dekane, die Fakultäten, alle waren mit dabei. Das war in der Tulpe, doch da war damals keine Technik.

Deshalb hatte das Stura-Büro die ganze Zeit auf, weil immer irgendwas von irgendwem kam. „Kannste mal faxen, kannste mal kopieren?“ Und das war eine irre Zeit, und die hat sich sowas von gelohnt. Sonst hätten wir die Universitätsmedizin und bestimmte andere Sachen auch nicht mehr.

Oder 2013, als das Hochwasser war, haben wir das Haus aufgemacht und hier haben sich die Leute gesammelt, die noch freie Kapazitäten hatten, und wurden dann eingeteilt: Zum Marktplatz Sand schippen, an die Burg Sandsäcke nähen oder im Bus nach Bitterfeld.

Oder 2019, als der Anschlag war. Da war gerade Ersti-Woche und es sollten zwei Vorlesungen stattfinden, aber es kamen ganz wenige, weil alle Angst hatten und hektisch waren. Und dann kamen einige Leute stundenlang nicht nach Hause. Deswegen haben wir das Haus erst zugemacht, als wir wussten, dass jede wieder durchkommt und nach Hause kann. Also solche Momente waren es, wo man sagt: „Arbeitszeiten, scheißegal, jetzt müssen wir andere Sachen machen“.

Du hast über die Zeit Sachen gesammelt, um ein Stura-Archiv aufzubauen. Wie kamst du auf die Idee, das für ein Archiv zu sammeln? Und warum ist dieses wichtig?

Als ich 2010 angefangen habe, wurden ganz viele Druckerzeugnisse erstellt und da blieb immer irgendwas übrig. Und dann kamen wir auf die Idee, da ist überall unser Logo drauf, das können wir doch nicht alles wegschmeißen. Dann habe ich mir eine Kiste mit einer Eule drauf besorgt. Die Eule, die hebt ja Wissen auf. Und für später habe ich

so nach und nach was reingeschmissen und mir erträumt, das geht irgendwann mal ins Archiv.

Und jetzt sind wir aufs Archiv zugegangen und haben dabei festgestellt, uns gibt es gar nicht, die Studierendenschaft, die mitgliederstärkste Gruppe, die ist im Archiv nicht vorgesehen. Da ist eine Lücke. Und beide Seiten haben gesagt, das ist aber fies und da müssen wir doch was machen. Ich habe einen riesigen Schreck gekriegt, weil ich noch gar nicht weiß, wie wir in diese Lücke reinhaken. Bevor ich gehe, will ich einen Anfang setzen, dass die Lücke gefüllt wird, weil ich es wichtig finde, dass die größte Gruppe im Archiv repräsentiert wird.

Du planst, zum Ende des Jahres aufzuhören beim Stura, und da wird auch eine Lücke hier im Haus gespürt werden. Was willst du dem Stura mitgeben?

Ich hatte das unheimliche Glück, dass ich eine Nachfolgerin, Anne, einarbeiten konnte. Wir haben auch schon verschiedene schwierige Zeiten gehabt. Sie hat ja kurz nach Corona angefangen. Das war gar nicht so leicht, wenn du in einem Haus eingearbeitet werden sollst, das erst mal zu ist. Die Leute, mit denen ich eng zusammengearbeitet habe, die haben von mir mitgekriegt, dass es ein Haus sein muss, das, wenn man klingelt, aufgemacht wird und voller Empathie ist. Man kommt erst mal rein und sagt „Mich bedrückt was“ und wir wissen noch gar nicht was und ob wir helfen können, aber es ist eine Adresse.

Der Studierendenrat ist ein Haus voller Zugvögel, die fliegen rein und raus,

und das müssen die auch, das dürfen die auch und dadurch haben die kein Gedächtnis. Das ist nicht ihre Schuld, sondern das liegt in der Natur der Dinge. Also zwei Generationen nach mir werden sich noch erinnern und sie werden sagen „Nein, Elke hätte jetzt aber gewusst, wo das ist.“ Dann wird es was Neues geben, das wird anders sein, es wird moderner sein und es wird den Zweck erfüllen, den die Leute haben wollen. Wir müssen nur aufpassen, dass wir nicht vergessen, für wen wir da sind. Also nicht für uns selber, sondern für die anderen. Und das ist ganz wichtig.

Wenn du gehst, woran möchtest du dich am liebsten erinnern?

Zu meinem 60. Geburtstag, im selben Monat nur ein paar Tage verquer, hatten wir ein riesiges Campus-Openair. Zu dem Zeitpunkt war ich doch jung genug, um mit Kondomen zu werfen, und das habe ich an dem Tag gemacht. Weil so viele Leute waren und die Wiesen, die Treppe und die Steine okkupiert haben und blieben, bis es dunkel wurde, habe ich gesagt: „Hast du das geil, so eine große Feier zu deinem Geburtstag und du bist mittendrin. Wer hat das schon?“

Angebote

Technikleihe
(Musikanlage, Beamer, ...)

Kinderinsel

Gutschein für Verbraucherzentrale:
**[www.stura.uni-halle.de/
verbraucherzentrale/](http://www.stura.uni-halle.de/verbraucherzentrale/)**

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung,
Diskriminierungsberatung, arbeits- und
sozialrechtliche Anfangsberatung
jeden Donnerstag 14.00–16.00 Uhr
(in der vorlesungsfreien Zeit
jeden zweiten Donnerstag)
Anmeldung: **[www.stura.uni-
halle.de/service/](http://www.stura.uni-halle.de/service/)**

Aktuell habt Ihr die Wahl, die
Beratungen telefonisch oder
vor Ort wahrzunehmen!

Öffnungszeiten

Wir sind für Euch zu folgenden
Sprechzeiten im Büro und
telefonisch erreichbar:

Montag 11.00–15.00 Uhr
Dienstag 11.00–15.00 Uhr
Mittwoch 11.00–13.00 Uhr
Donnerstag 11.00–15.00 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten erreicht
Ihr uns jederzeit per Mail unter
buero@stura.uni-halle.de

Studierendenrat MLU Halle
Universitätsplatz 7, 06099 Halle
Tel. **0345 552 14 11**
Fax **0345 552 70 86**
Mail: **buero@stura.uni-halle.de**

www.stura.uni-halle.de
**[instagram.com/stura_uni_halle
bildung.social/@stura_halle](https://www.instagram.com/stura_uni_halle_bildung.social/)**

Im Teestübchen

Ihr seid schon mittendrin! Für den Anfang bitte einmal umblättern.



Und müsstest du dafür etwas getrunken haben?

Müssen nicht, aber vielleicht hilft's.

Deutsche haben ja bekanntlich keinen Humor – welcher deutschsprachige Komiker:in ist tatsächlich witzig?

Das ist einfach. Torsten Sträter. Punkt.

Dein Lieblingswort der deutschen Sprache:

Ich find so alte Wörter ganz nett. „Hanebüchen“ zum Beispiel, könnte man im politischen Kontext viel häufiger einsetzen.

Das Beste, was man aus Kartoffeln machen kann:

Bratkartoffeln.

Wo in Halle schmeckt's besser als bei Mutti?

Das ist ne schwierige Frage. Es gibt natürlich eine erwartbare Antwort, aber die will ich nicht geben. Das June am Bebelplatz find ich sehr schön, auch wenn man da vielleicht nicht so oft hingehen kann, preislich.

Mit welcher berühmten Person – tot oder lebendig – würdest du gerne einmal zu Abend essen?

Wir sind bei Wünsch-dir-was, ja? Darf ich auch mehr als eine nehmen oder muss ich mich auf eine festlegen? Wenn ich mich auf eine festlegen muss, würde ich mit Richard Dawkins gerne mal abendessen und diskutieren. Wenn ich noch mehr dazunehmen darf, würde ich auch gerne mit Mai Thi Nguyen-Kim

über viele Sachen sprechen. Und fürs Politische vielleicht Sarah Bosetti. Das wär bestimmt ne nette Runde.

Eine Sache, die alle lieben, du aber absolut nicht ausstehen kannst?

Fußball.

Ein Film, den jede:r einmal gesehen haben sollte:

Ich find das so absolut. Persönlich fand ich die beiden „Dune“-Filme ganz cool. Das trifft aber wegen dieser ganzen Science-Fiction-Thematik vielleicht nicht jeden Geschmack, also ob das jetzt jeder gesehen haben muss, weiß ich nicht. „Everything Everywhere All at Once“ fand ich auch ziemlich cool.

Jetzt wird dein Leben verfilmt – wer darf dich spielen?

Hm ... Bastian Pastewka. Das wird bestimmt lustig.

Zu guter Letzt: Erzähle mir einen coolen Tier-Fun-Fact!

Füchse sind gar keine Rudeltiere. Versteht man das noch?

Interview und Foto: Stefan Kranz

Illustration: Ronja Hähnlein

Im Tee- stübchen

Hier auf der letzten Seite laden wir Gäst:innen ein, sich vor unserem fiktiven Kamin in einen warmen Sessel zu kuscheln, eine Tasse Tee zu genießen und dabei ein paar Fragen zu beantworten.

Jan Grau hat eine lange Verbindung zur *hastuzeit* und darüber hinaus. Er war nämlich bereits eines der Gründungsmitglieder des Vorgänger-Studierendenmagazins READiculum. Inzwischen hat er promoviert und habilitiert, lehrt am Institut für Informatik im Bereich der Bioinformatik und engagiert sich im Personalrat und Senat der MLU.

Willkommen im Teestübchen, Jan! Zuerst natürlich die Frage: Von welcher Sorte darf ich dir eine Tasse aufbrühen?

Espresso, doppelt.

Kuchen oder herzhafte Schnittchen dazu?

Ich nehm ne Torte. Irgendwas so mit Früchten und Sahne vielleicht.

An deutschen Schulen soll ein neues Unterrichtsfach eingeführt werden.

Was meinst du, welches sollte das sein?

Ist das ne Frage? Bioinformatik natürlich, ist ja klar! Wenigstens ein Halbjahr wie Astroonomie oder so fänd ich schon gut.

Hand aufs Herz: Bei welchem Unifach wundert es dich, dass sich Leute ernsthaft dafür interessieren?



PD Dr. Jan Grau

So richtig eigentlich bei keinem. Wenn ich mich jetzt auf was festlegen müsste, würde ich wahrscheinlich BWL wählen. Da hab ich am wenigsten Bezug.

Und welches würdest du inhaltlich gern verstehen, obwohl es dir überhaupt nicht liegt?

Philosophie fänd ich, glaub ich, spannend. So die Art zu denken und Sachen zu formulieren und abzuwägen und so – das finde ich schon sehr spannend.

Der perfekte Song, wenn man dich auf der Tanzfläche abgehen sehen möchte?

Möchte man das? Puh ... Wenn ich so aktuell überlege, „Heavy Is the Crown“ von Linkin Park kann ganz gut funktionieren. Oder Antilopengang, Oberbürgermeister, wenn ich gerade in Punk-Stimmung bin.

(Zur Fortsetzung bitte zurückblättern)